



Abonnements
nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buch-
handlungen und Postämtern des Deutschen Reiches
entgegen.

Ausgegeben am 15. November.
Der Jahrgang läuft vom 1. October 1885 bis dahin 1886.

Abonnements-Preis
bei allen Buchhandlungen M. 1. — pro Quartal,
bei sämtlichen Postämtern M. 1.20 pro Quartal.
Preis der einzelnen Nummer 10 Pf.

Die Tochter des Commerzienraths.

Roman von Ewald August König.

(Fortsetzung.)



raf Saratow mußte den Vorwurf fühlen, der in den Worten seiner Gemahlin lag, mit einer Miene des Bedauerns suchte er die Achseln. „Du weißt ja nun, weshalb ich Dich so oft verlassen muß,“ sagte er, „es handelt sich um den Rückwerb meines großen Vermögens; ich diesen Zweck erreicht, so bin ich von den Launen Deines Vaters unabhängig. Und deshalb mag ich auch nicht in Deine Heimat zurückkehren, ich will mir nicht vorwerfen lassen, daß —“

„Kein Vorwurf soll dort Dich treffen!“ unterbrach sie ihn. „Ich will zwischen Dir und Papa vermitteln, und ich verspreche Dir, daß Alles wieder gut werden wird.“

„Nein,“ fuhr er in rauhem Tone fort, „ich kenne ein besseres Mittel, um Deinen Vater zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Wir werden vorläufig in Italien weilen und vielleicht später unseren Wohnsitz in Paris nehmen.“

Hermine blickte befremdet auf, es war das erste Mal, daß er sie mit dieser Absicht bekannt machte, von der sie bisher keine Ahnung gehabt hatte.

„Unsere Wohnung ist ja schon eingerichtet!“ warf sie ein.

„Ich zweifle daran,“ erwiderte er kalt, während er vor den Spiegel trat und seine elegante Toilette prüfend betrachtete; „wäre es der Fall, so können die Möbel ja nachgeschickt werden.“

Ein Kellner trat in diesem Augenblick ein und überreichte dem Grafen einen Brief; Saratow öffnete ihn, sein Antlitz wurde bleich, als er die Zeilen las.

Er wandte seiner Gattin den Rücken, sie sah nur, daß er die Hand zusammenballte und den Brief zerknitterte.

„Ich muß Dich auch jetzt leider wieder verlassen,“ sagte er nach einer Weile mit erzwungener Ruhe, „ich hatte für heute einen Ausflug mit Dir beabsichtigt, aber soeben erhalte ich die Nachricht, daß ein russischer Fürst hier eingetroffen ist, der mit meinem Vater sehr befreundet war. Gewinne ich seine Protection, so darf ich die besten Hoffnungen hegen, also nimm es mir nicht übel, liebes Herz, wenn ich gehe.“

Er schloß sie in seine Arme und küßte sie; ihre Antwort zu erwarten, erschien ihm unnötig, hastig nahm er Hut und Schirm, dann eilte er hinaus.

Er schlug den Weg zur Via Condotti ein und trat in's Café Grecos, und hier fiel sein erster Blick auf Paul von Stainer, der mit einer Zeitung in der Hand an einem kleinen Tischchen saß.

Er setzte sich ihm gegenüber; den spöttischen Blick, mit dem Stainer ihn begrüßte, schien er nicht zu bemerken, er schaute sich nach allen Seiten um und verschaffte sich die beruhigende Ueberzeugung, daß Niemand in der Nähe war, der ihre Unterhaltung belauschen konnte.

„Was wünschen Sie von mir?“ fragte er mit finsterner Miene. „Weshalb haben Sie mich in diesem unfreundlichen Tone aufgefordert, unverzüglich hierher zu kommen? Konnten Sie nicht warten, bis ich von der Reise zurückgekehrt war?“

Ein ironischer Zug umzuckte die Lippen Stainers, sein stechender Blick ruhte lauernd auf dem zornrothen Antlitz des Grafen, der mit zitternder Hand eine Cigarette aus dem Etui holte.

„Man sagte mir, Sie würden wahrscheinlich bis zum Frühjahr, vielleicht auch für immer in Italien bleiben,“ erwiderte er, „da hielt ich es für nothwendig, Ihnen nachzureisen. Eine briefliche Anfrage würden Sie ja nicht beantwortet haben.“

„Sie setzen wenig Vertrauen in meine Ehrlichkeit,“ brauste Graf Saratow auf.

„Gar keins,“ antwortete Stainer lakonisch, „die Gründe meines Mißtrauens werden Sie wohl als triftig anerkennen müssen. Ich fürchte sogar, Sie haben bereits den Vertrag vergessen, den wir geschlossen —“

„Er macht mir Sorge genug,“ unterbrach der Graf ihn ungeduldig, „ich würde meine Verpflichtungen schon längst erfüllt haben, wenn ich es gekonnt hätte.“

„Und weshalb sollten Sie es nicht gekonnt haben?“ fragte Stainer, mit dem Löffelchen in seiner Schokolade rührend.

„Weil ich nicht das Geld besaß.“

„Bah, der Herr Commerzienrath sollte Ihnen die Mitgift noch nicht ausgezahlt haben?“

„Nein.“

„Das mögen Sie jedem Andern gegenüber behaupten, ich glaub's Ihnen nicht. Sie sind nicht der Mann, der in Geldsachen sich am Narrenfusse führen läßt!“

„Kann ich vielleicht meinen Schwiegervater zwingen, mir die Summe sofort zu zahlen?“ erwiderte der Graf mit wachsender Erbitterung. „Bedenken Sie die Verhältnisse, in denen ich mich befinde! Wenn die Erkundigungen nach mir —“

„Das sind Ausflüchte, mit denen Sie mir nicht imponiren!“ fiel Stainer ihm in die Rede. „Sie wissen, daß Sie mir Alles verdanken, Ihre Pläne konnten nicht fehlschlagen, so lange ich im Hintergrunde stand und Sie unterstützte, alle Erkundigungen nach Ihnen mußten zu Ihren Gunsten ausfallen, weil ich meine Maßregeln danach getroffen hatte. Sie schlossen mit dem Commerzienrath einen Vertrag, laut dem er seiner Tochter eine standesgemäße Aussteuer und eine baare Summe von fünfzigtausend Thalern mitgeben mußte.“

„Aber dieser Vertrag war nur mündlich geschlossen.“

„So hätten Sie einen schriftlichen verlangen müssen!“

„Wie durste ich das? Ich mußte ja als reicher Edelmann die Rolle des Uneigenmüthigen spielen —“

„Varisari, als politischer Flüchtling, dessen Güter confiscirt sind, hatten Sie das nicht nöthig,“ versetzte Stainer, und es lag mehr Hohn als Spott in dem Tone seiner Stimme. „Sie haben doch auch das Geld zur Hochzeitreise von ihm fordern müssen!“

Graf Saratow drehte mit nervöser Hast an den Spitzen seines Schnurrbartes, mühsam verhaltener Haß zuckte aus einem dunklen Augen.

„Das besaß ich noch,“ erwiderte er, „aber meine Kasse ist nun bald erschöpft und mein Schwiegervater macht wegen der Auszahlung der Wittgilt Schwierigkeiten. Ich habe schon unangenehme Briefe mit ihm wechseln müssen —“

„Um so eher sollten Sie an die Rückreise denken!“

„Ich fühle mich hier sicherer als dort.“

„In Italien? Auch hier sind russische Agenten, die Sie erkennen können. Suchen Sie sich das Geld zu verschaffen, zahlen Sie mir meinen Antheil aus und reisen Sie dann nach Paris, dort allein sind Sie sicher.“

Der Graf zuckte mit den Achseln und blickte eine Weile den Rauchwölkchen seiner Cigarrette nach.

„Ich wäre vielleicht schon in Paris, wenn ich eine wohlgefüllte Börse hätte,“ erwiderte er. „Ich hab's mit dem Spiel versucht, aber es ist mir nicht gelungen, und offen gestanden, gefällt mir dieses Mittel auch nicht, es regt auf und macht Andere auf mich aufmerksam.“

„Wozu auch?“ erwiderte Stainer. „Reisen Sie mit Ihrer Gattin heim und fordern Sie Ihr Geld, der Commerzienrath muß es Ihnen ja geben, und Sie werden leicht einen Vorwand finden, der Ihnen als Beweis für die Nothwendigkeit Ihrer Forderung dient. Sie wissen, daß ich das Geld, welches ich von Ihnen erhalten soll, nicht für mich benutze, sondern daß es anderen Zwecken dient und daß ich schon deshalb nicht darauf verzichten darf.“

„So behaupten Sie!“ antwortete der Graf. „Ob es wahr ist —“

„Zweifeln Sie daran?“ unterbrach ihn Stainer, in dessen Augen nun auch der Zorn aufblitzte. „Vergaßen Sie schon, was unsere Gesellschaft für Sie gethan hat?“

„Nein, aber ich glaube daß dieser Beistand ausgeglichen sein könnte durch die Summe, die ich ihr bereits gezahlt habe.“

„Keineswegs! Die Versprechungen, die Sie gaben, müssen erfüllt werden!“ rief Stainer in drohendem Tonet. „Sie wissen ja, wir haben ungezähltes Geld nöthig, wenn wir unsere Zwecke erreichen wollen, und daß Sie selbst diese Zwecke billigen, haben Sie mit einem feierlichen Eide bekräftigt.“

Brechen Sie den Eid, so dürfen Sie auf Nachsicht und Schonung von unserer Seite nicht rechnen.“

„Und was berechtigt Sie zu dem Glauben, daß ich das wolle?“ fragte Graf Saratow unwirsch. „Was ich nicht habe, kann ich nicht geben, also müssen Sie sich gedulden, bis ich es habe.“

„Und daß ich selbst gedrängt werde, daran denken Sie wohl nicht?“

Wieder zuckte Graf Saratow mit den Achseln, sein finsterner Blick ruhte prüfend auf einem jugendlichen, heiteren Ehepaar, das eben eingetreten und anscheinend auf der Hochzeitreise begriffen war.

„Ich kann's nicht ändern,“ sagte er, „könnte ich's, so wäre es längst geschehen, denn diese Mahnungen sind mir verhaßt, und ich sehne mich längst danach, die Reise nach Paris anzutreten. Wie gesagt, ich kann meinen Schwiegervater nicht zwingen, und ich weiß noch nicht, wie die Sache werden wird. Der Commerzienrath will erst nach meiner Rückkunft von der Hochzeitreise die Angelegenheit ordnen und zwar in einer Weise, die mir nicht gefällt. Das Geld soll sicher angelegt und meiner Frau überwiesen werden, so daß mir kein Verfügungsrecht darüber zusteht.“

Der lauernde Blick Stainers war immer stehender geworden, seine Brauen hatten sich zusammengezogen, ein tückischer und zugleich energischer Zug lag um seine Mundwinkel.

„Dann würden wir natürlich mit leeren Händen ausgehen?“ fragte er mit dumpfer Stimme.

„Wenn ich über das Geld nicht verfügen kann —“

„Dann werden Sie Sorge tragen, daß Sie es können! Sie werden mich heute noch Ihrer Frau Gemahlin vorstellen und binnen drei Tagen gemeinschaftlich mit mir die Rückreise antreten, Sie werden mich im Hause Ihres Schwiegervaters einführen und dafür sorgen, daß Sie spätestens binnen acht Tagen das Geld besitzen!“

Das war in einem so entschlossenen und befehlenden Tone gesprochen, daß der Graf einen leisen Ausruf der jäh aufblodernden Wuth nicht zurückdrängen konnte.

„Und was dann, wenn ich das Geld erhalte, ohne darüber verfügen zu können?“ fragte er. „Wenn es bei einem Bankier oder an irgend einem anderen Orte deponirt wird, und mir nur das Recht zusteht, die Zinsen von dem Capital zu erheben?“

„So hat Ihre Frau ja das Verfügungsrecht, und Sie werden einen Vorwand erfinden und finden, um es zu erwerben,“ sagte Stainer. „Wenn Ihnen das nicht gelingen sollte, so machen Sie ein Testament mit Ihrer jungen Frau, der Tod verschont ja auch die Jugend nicht.“

Starr blickte Graf Saratow ihn an, dann erhob er sich schweigend, um das Café zu verlassen.

Paul von Stainer folgte ihm, auf der Straße schob er seinen Arm in den des Grafen und die lächelnde Miene, mit der er dies that, ließ die Vorübergehenden vermuthen, daß die beiden Herren die besten Freunde sein müßten.

„Sie wollen mich doch nicht glauben machen, daß meine Bemerkung Ihre Gefühle verletzt hätte?“ fragte er spöttisch. „Denken Sie an Nikolajewsk und die Erinnerungen, die Sie dort zurückgelassen haben! Sagen Sie mir auch nicht, daß Sie Ihre junge Frau aus Liebe geheirathet hätten, ich kenne Sie besser, Ihre Selbstsucht ist keiner zarten und edlen Gefühle fähig. Welche Wege und Mittel Sie nun wählen mögen, um Ihre Verpflichtungen gegen mich zu erfüllen, das soll mir gleichgiltig sein, aber erfüllt müssen sie werden, innerhalb der Frist, die ich vorhin angegeben habe.“

„Und wenn ich das nicht kann?“ fragte Graf Saratow heiser.

„Dann werde ich von dem Schriftstück Gebrauch machen, das Sie damals mir ausfertigten, als Sie noch auf meine Hilfe angewiesen waren.“

„Und was würde für Sie daraus erfolgen?“

„Nichts!“

„Glauben Sie, daß ich in diesem Falle schweigen würde?“

„Sicher nicht, aber es ist doch ein gewaltiger Unterschied zwischen mir und Ihnen, und die Enthüllung des Geheimnisses, das meine Person umgibt, kann mir wenig oder gar nichts schaden. Drohen Sie mir nicht, Sie würden sich damit nur lächerlich machen, das Recht und die Macht der Drohung sind allein auf meiner Seite. Und wenn Sie über meine Worte nachdenken, so vergessen Sie dabei nicht, daß ich sie nicht in meinem Namen, sondern im Auftrage der Gesellschaft Ihnen gesagt habe, und daß ich verpflichtet bin, die Befehle dieser Gesellschaft zu vollziehen, wenn ich nicht mein eigenes Leben gefährden will.“

Stainer war bei den letzten Worten stehen geblieben, er wartete vergeblich auf eine Antwort, Graf Saratow schaute mit starrem Blick auf die Kuppel der St. Peterskirche, die in der Ferne vor ihm lag.

„Ich will Sie nun verlassen, damit Sie mit Ihren Gedanken zu Rath gehen können,“ nahm Stainer nach einer Pause wieder das Wort; „gegen Abend erwarte ich Sie wieder im Café Greco, um Ihren Entschluß zu hören. Wenn Sie vernünftig sind, so bringen Sie Ihre Frau mit, mir soll das ein Zeichen sein, daß Sie sich entschlossen haben, meine Forderung zu erfüllen, das Uebrige wird sich dann in der Heimat Ihres Schwiegervaters finden.“

Er grüßte kurz und bog um eine Straßenecke; der Graf trat an das Schaufenster eines Schmuckladens und starrte mit finsternem Blick auf die funkelnden Geschnitte.

Manch' düsternes Bild mochte wohl an seiner Seele vorüberziehen, die weißen Zähne nagten rastlos an der Unterlippe und die Furchen zwischen seinen Brauen wurde immer tiefer.

„Mit eisernen Ketten hält dieser Mann mich gefesselt,“ murmelte er, während er langsam weiter schritt, „alles Zerren an ihr nützt mir nichts, ich werde gewaltsam sie zerreißen müssen, wenn ich mich von ihr befreien will.“

Er senkte das Haupt auf die Brust, das buntbewegte Leben, das ihn umwogte, hatte kein Interesse für ihn.

„Ich werde nachgeben müssen,“ nahm er sein Selbstgespräch wieder auf, „nicht allein der Drohungen wegen, sondern auch deshalb, weil ich glaube, daß der Commerzienrath nur dann sein Wort einlösen wird, wenn ich ihm den Daumen auf's Auge drücke. Und das kann ich ja; er wird andere Saiten aufziehen, wenn ich ihm die Papiere zeige. Und dann? Na, was dann geschehen wird, weiß ich noch nicht, das aber ist sicher: kann ich Stainer die Vögel auf den Bäumen zeigen, so soll es sicherlich geschehen. So wenig wie die Jugend, so wenig verschont der Tod auch das Mannesalter, hüte Dich, Stainer, es hat Alles seine Grenzen, auch meine Geduld.“

Er schien jetzt mit seinem Entschluß in's Reine gekommen zu sein, trotzig erhob er das Haupt und mit festen, sicheren Schritten schlug er den Weg zum Hotel ein, um seine Gattin mit der frohen Nachricht zu überraschen, daß er ihren Wünschen nachgeben und in den nächsten Tagen die Heimreise antreten wolle.

Fünftes Capitel.

Das Haus Leopold Friedebergs war nun vollständig eingerichtet, die beiden Associes hatten ihr Geschäft begonnen. Bald füllten die Lagerräume sich mit Waaren, und Dank der rastlosen Thätigkeit Grassmanns liefen bereits von allen Seiten ansehnliche Bestellungen ein.

Leopold war glücklich, wieder eine Arbeit gefunden zu haben, die ihm zusagte, aber seine Hoffnung, daß diese Arbeit ihn alles Uebrige vergessen lassen werde, sah er nicht erfüllt.

Das schöne Bild Herminens schwebte ihm beständig vor Augen, und oft, wenn Fränzchen Grassmann Helene besuchte, mußte sie ihm erzählen von der früheren Pensionsfreundin, und sie bemerkte bald, daß selbst das Geringste für ihn Wichtigkeit hatte.

Fränzchen erinnerte sich der Behauptung ihres Mannes, dessen Scharfblick sie wieder bewunderte, es wurde nun auch ihr klar, daß Leopold die Gräfin liebte, eine Liebe die sie nicht begreifen konnte.

Aus dem Hause des Commerzienraths kamen manchmal Nachrichten, sie lauteten nicht so, wie Leopold bei seinem Verdacht gegen den Grafen es erwartet hatte.

Wenn Helene oder Frau Grassmann auf dem Markte ihre Einkäufe machten, so fanden sie dort häufig die Köchin des Commerzienrathes, deren Nebseligkeit durch einen höflichen Gruß leicht in Fluß zu bringen war.

Das junge Ehepaar sollte in Italien wie die Turteltauben leben, die gnädige Gräfin schrieb an ihre Mama außerordentlich vergnügt, und die Rückreise war wohl vor dem Frühling nicht zu erwarten.

Leopold schüttelte, wenn er diese Nachrichten hörte, zweifelnd das Haupt, aber er mußte sich dennoch den Anschein geben, als ob er ihnen Glauben schenke; die Gründe, auf die seine Zweifel sich stützten, durfte er ja nicht verrathen, so lange er keine Beweise für sie besaß.

Im „Wiener Hof“ war er mehrmals gewesen, aber er hatte keine Gelegenheit mehr gefunden mit der Wirthin ohne Zeugen zu reden, sie schien ihm jetzt absichtlich auszuweichen, und dies konnte nur seine Vermuthung bestätigen, daß sie mehr von der Vergangenheit des Grafen Saratow wußte, als sie verrathen wollte.

Er hatte Niemand, mit dem er über seinen Verdacht reden und berathen konnte, er fürchtete mit Recht, daß das einmal seinen Lippen entflozene Wort nicht mehr zurückzurufen war; so mußte er denn warten, bis Graf Saratow zurückkehrte, dann fand sich wohl eine Gelegenheit, ihn zu beobachten und Gewißheit zu erhalten.

Hugo Grassmann schüttelte auch mitunter den Kopf, wenn er seinen Associe so tief in Gedanken versunken fand, er wußte, womit diese Gedanken sich beschäftigten, aber er sagte nichts, er wollte geduldig warten, bis Leopold selbst das Schweigen brach.

Helene und ihr Großvater fühlten sich glücklich in den neuen Verhältnissen. Der alte Mann konnte zwar auch jetzt noch nicht die vielen Schicksalsschläge vergessen, die sein Paar vor der Zeit gebleicht hatten, aber die Sorge um die Zukunft seiner geliebten Enkelin war nun von ihm genommen und er freute sich auch an dem Glück seines Sohnes, von dessen inneren Kämpfen er nichts wußte.

Zudem war es ein Trost für ihn, daß er jetzt täglich zum Friedhof gehen und seine heimgegangenen Lieben besuchen konnte, wozu er früher selten Zeit gefunden hatte.

Leopold hatte eine große Begräbnißstätte gekauft, dort lagen die Angehörigen des alten Mannes nun alle beisammen, und wenn auch das bestellte Monument noch nicht fertig war, so wußte der Greis doch nun, wo er dereinst ruhen würde.

Helene hingegen dachte nicht an's Scheiden, für sie begann erst jetzt der volle Lebensgenuß; was sie früher entbehren mußte, dafür wurde sie nun in reichem Maße entschädigt.

Sie hatte ihren Sitz im Theater und im Concertsaale, ein berühmter Musiklehrer unterrichtete sie wieder, jeder ihrer Wünsche wurde erfüllt, und wohin sie blicken mochte, fand sie nur Liebe.

Gleichwohl bewahrte sie sich ihre natürliche Einfachheit und Bescheidenheit, sie blieb auch die sorgsame Hauswirthschafterin, ihre Freude war es, Anderen zu dienen und sie glücklich zu sehen.

Im Theater traf sie eines Abends wieder mit Georg Leydenbeker zusammen, er saß neben ihr im Parket, und so peinlich ihr diese Begegnung auch war, mochte sie doch nicht der inneren Stimme folgen, die ihr rief, das Theater vor Schluß der Vorstellung zu verlassen.

Er sprach mit ihr in dem Tone eines vertrauten

Freundes, er fragte nach Diesem und Jenem, bedauerte, sie seit ihrem Auszuge aus dem Hause seines Vaters nicht mehr gesehen zu haben, bat sie um ihr Urtheil über die Aufführung der Oper, an der er Manches zu tadeln fand, aber auf seine Liebe kam er nicht mehr zurück.

Dieses Schweigen beruhigte Helene, trotzdem hätte sie seine Begleitung auf dem Heimwege gern abgelehnt, aber da er ihren Vorwand, daß die Magd vor dem Theater auf sie warte, nicht gelten ließ, so konnte sie ihn nicht hindern, daß er ihr zur Seite blieb.

Nur seinen Arm konnte er ihr nicht aufdrängen, ihrer Weigerung mußte er sich fügen.

„Ich hoffe, Sie werden mir mein Ungestim, das Sie so sehr erschreckte, vergeben und vergessen haben,“ sagte er leise, als sie in stillere Straßen eingebogen waren; „ich hätte Sie später noch einmal an meine Worte erinnert, aber so sehr ich auch wünschte Ihnen zu begegnen, dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung. Ich bitte Sie, sagen Sie mir, daß Sie mir vergeben haben!“

Sie fühlte, daß sein Blick auf ihr ruhte, sie wagte nicht, ihn anzuschauen.

„Neden wir nicht mehr davon,“ erwiderte sie mit stockender Stimme, „was damals gesagt worden ist, mag für immer vergessen sein.“

„Nicht Alles, Helene!“ bat er, „manches Wort möchte ich wiederholen —“

„Nein nein, thun Sie das nicht,“ unterbrach sie ihn hastig, indem sie sich nach der Magd umschaute, die in geringer Entfernung ihnen folgte.

„Freilich, hier ist nicht der geeignete Ort dazu,“ fuhr er fort und der Klang seiner Stimme wurde immer leidenschaftlicher, „aber hören müssen Sie es einmal, und lange kann ich nicht mehr damit warten. Die Bedenken, die Sie damals äußerten, sind geschwunden, uns trennt jetzt keine Schranke mehr.“

„Glauben Sie das?“ fragte sie, dem Sturm in ihrem Innern gewaltsam gebietend. „Wenn auch durch die Güte meines Oheims meine Verhältnisse sich günstiger gestaltet haben, so bleibe ich doch noch immer die Entelin und auch die Tochter eines Mannes, auf die Ihre Familie mit Geringschätzung hinunter sieht —“

„Nicht doch,“ fiel er ihr in die Rede, „Ihre Familie nimmt eine geachtete Stellung ein —“

„Und der Herr Commerzienrath haßt sie!“

„Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Ich weiß es aus den Äußerungen meines Oheims.“

„Es ist nicht Haß, sondern Aerger darüber, daß Ihr Oheim unserem Hause so große Concurrenz macht,“ entgegnete er. „Wir haben durch ihn schon viele Kunden verloren, und das verdanken wir hauptsächlich unserem früheren Reisenden, der sich mit ihrem Oheim associirt hat. Gegen ihn mag sich der Haß meines Vaters richten, dieser Haß wäre berechtigt, denn wir glaubten nicht, von diesem Herrn Grasmann so großen Unandank erwarten zu müssen.“

„Herr Grasmann urtheilt darüber anders,“ warf Helene

ein, entschlossen, dieses Gesprächsthema so lange wie möglich festzuhalten.

„Das glaube ich gern,“ spottete er, „und da Sie nur sein Urtheil gehört haben, so ist auch das Ihrige einseitig. Wenn auch Herr Grasmann seine Handlungsweise zu recht fertigen sucht —“

„Er hatte keinen schriftlichen Vertrag mit Ihrem Hause geschlossen!“

„Aber einen mündlichen!“

„Auch das bestreitet er.“

„Se nun, er leugnet Vieles,“ sagte Georg so scharf und schneidend, daß Helene abermals das Bedürfnis fühlte, sich nach ihrer Magd umzuschauen; „er wird Niemand zwingen können ihm Glauben zu schenken.“

„Ich kenne den Verdacht, den der Herr Commerzienrath im aufwallenden Zorn ausgesprochen hat; gegen diesen Verdacht muß ich Herrn Grasmann in Schutz nehmen, ich halte ihn einer unehrenwerthen Handlung nicht fähig.“

„Wie sehr beneide ich ihn dieser Vertheidigung wegen! Aber können Sie es ehrenhaft nennen, wenn ein Reisender —“

„Wir sind hier am Hause meines Oheims, Herr Leander,“ unterbrach Helene ihn mit einem tiefen, erleichternden Athemzuge, „ich danke Ihnen für die freundliche Begleitung, und gute Nacht.“

Die Magd stand bereits neben ihr und öffnete die Hausthüre, Georg konnte das, was ihm so schwer auf dem Herzen lag, nicht mehr aussprechen, er mußte sich damit begnügen, mit einer höflichen Verbeugung Abschied zu nehmen! Helene machte ja nicht einmal Miene, ihm die Hand zu bieten. Er warf einen ärgerlichen Blick auf die Thür, hinter der das schöne Mädchen verschwunden war. Nun hatte er auch die Gelegenheit, mit ihr von seiner Liebe zu reden, sich wieder entschließen lassen.

Und mächtiger, denn je zuvor, durchglühte diese Liebe jetzt wieder seine Seele!

Helene war seiner Werbung absichtlich ausgewichen, das wurde ihm immer klarer, je länger er über sein Gespräch mit ihr nachdachte, aber das mochte wohl nur Schüchternheit gewesen sein, oder die Scheu vor seiner Familie, in deren Kreis sie nicht willkommen zu sein fürchtete.

Sie hatte ja auch die früheren Bedenken abermals ausgesprochen, und diese Bedenken schienen hauptsächlich einen entscheidenden Einfluß auf sie zu üben.

Er mußte ihr beweisen, daß ihre Bedenken und Besorgnisse unbegründet waren, mußte das Eis brechen und auch ihren Angehörigen zeigen, wie tief und aufrichtig seine Liebe war.

Er konnte nicht lassen von dieser Liebe, mit dem Leidensum der Jugend setzte er sich über ihre Folgen hinweg.

Was seine Eltern zu dieser Verlobung sagen würden, war in diesem Augenblick ihm gleichgültig, nach seiner Anschauung mußten sie ja schließlich doch nachgeben, und that er es nicht, nun, so fand er wohl in einem andern Hause eine Stellung, die ihm die Gründung des eigenen Herdes ermöglichen würde.

(Fortsetzung folgt.)

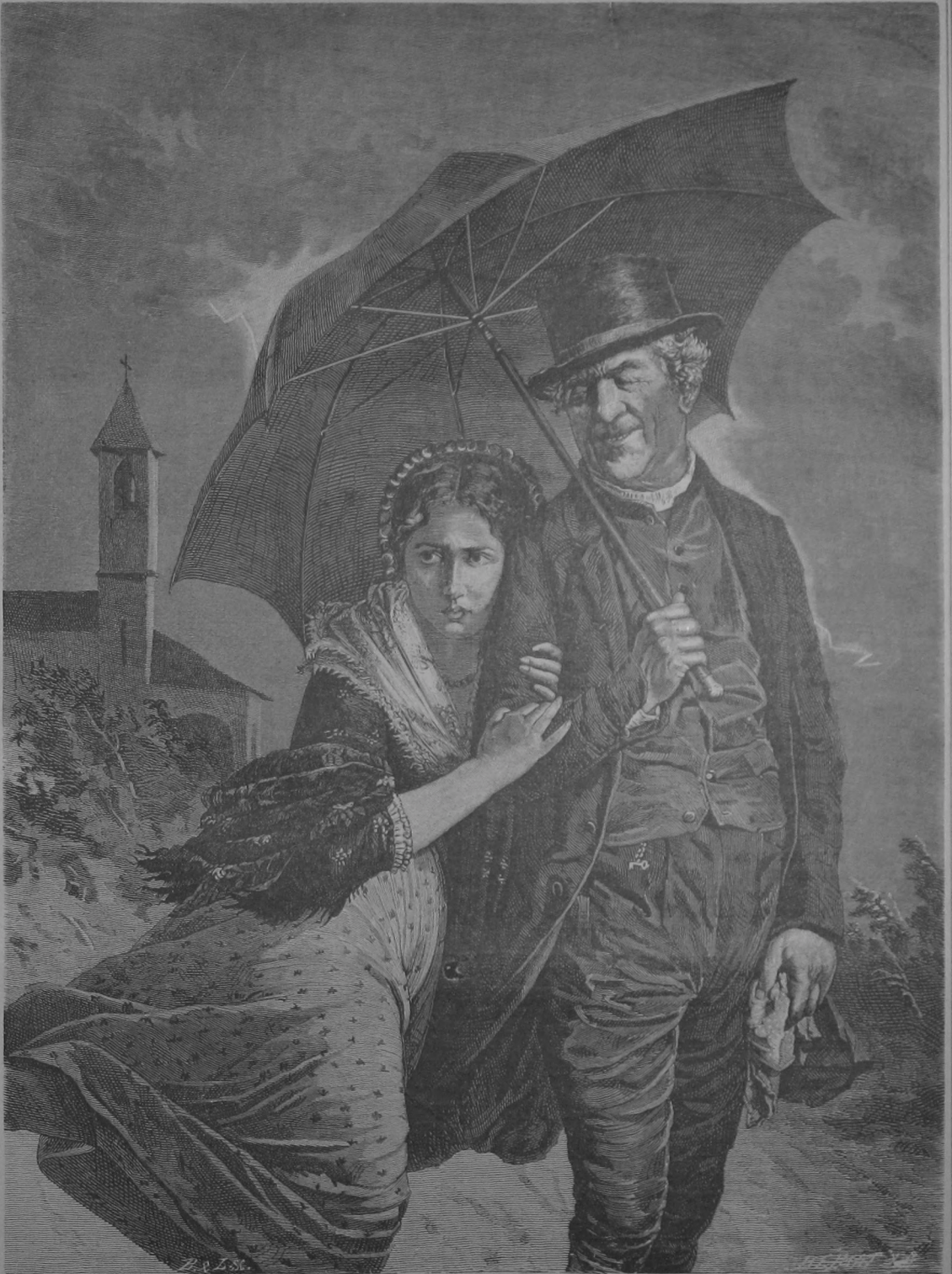
☞ Schutz im Gewitter. ☜

(Mit Illustration.)

Sie kamen Beide vom heitern Schmaus Im gastlich sonnigen Edelhof,
Sein Lichtzeug führte galant nach Haus Der Onkel Gourmand und Philosph.
Das war eine Wonne für den Alten, Solch schönes Kind am Arm zu halten!
Es schwebte sein Herz in Jubelgrüssen, Als ging er auf jungen Freiersfüßen.

Da, mitten im freien Felde, brach Aepflichlich ein finstres Wetter los,
Es öffnete sich mit Donnergekrach Und Regenfröhen des Himmels Schooß.
Wie ängstigte sich die holde Kleine, Wie ruckte sie bei der Blitze Scheine,
Wie schmiegte sie sich ihm an voll Bagen, Dem Vöglein gleich vom Sturm verschlagen!

Er aber — er lachte im ganzen Gesicht, Laß hatt' er's dem Wetterthum gedacht,
Daß das verschüttelte Köselein diht Sich an den alten Stamm gerankt.
Er schirmte das Köglein mit Wohlbehagen Und fühlte sein Herz verjüngt schlagen.
Was sonst sich weiter noch zugetragen, Läßt wohl im Standesamt sich erfagen.



Schutz im Gewitter.

Nach einem Gemälde von C. Fontane auf Holz gezeichnet von Emil Görner. (Siehe Seite 92.)

Ein Feldzug auf Sumatra.

Von G. von Barsus.



In der nördlichen und nordwestlichen Grenze der niederländischen Besitzungen auf Sumatra wohnen die verschiedenen Völkstämme der Battas und der Atchinesen, von denen namentlich die Ersteren zu den wildesten und tapfersten Zweigen der großen malayischen Völkfamilie zählen. Einer ihrer bedeutendsten Fürsten war vor ungefähr dreißig Jahren der alte Radjah Sidin Alan, der nur nach langjährigen heftigen Kämpfen gezwungen worden, die Oberhoheit des holländischen Gouvernements anzuerkennen und seinen jährlichen Tribut zu zahlen. Als Geißel für seine Treue hatte er seinen Sohn Tam Alan dem Gouverneur übergeben müssen. Der junge Battafürst war nach Holland geschickt worden, wo er in der Militär-Akademie zu Breda eine sehr sorgfältige Erziehung und Auszubildung erhalten, und von wo er erst vor kaum einem Jahre wieder nach Sumatra zurückgekehrt war. Der junge Mann lebte theils bei seinem Vater, der sich vollständig in das Schicksal eines tributären Fürsten ergeben, theils in Weltevreden, meistens aber in Palembang auf Sumatra, wo er in den Gesellschaften des Gouverneurs und in den Kreisen der reichen Kaufherren und höheren Beamten ein gern gesehener Gast war. Der malayische Prinz hatte seinen Aufenthalt in Europa sehr gut benutzt, sprach fertig holländisch, deutsch, französisch und englisch und war namentlich sehr bewandert in allen militärischen Wissenschaften.

Als kaum ein Jahr nach seiner Rückkehr der Radjah Sidin Alan starb, folgte ihm Tam Alan in der Herrschaft über die Battas. Der junge Fürst erschien jetzt nur noch selten und auf kurze Zeit in Palembang, und als ihm der Resident deswegen freundschaftliche Vorwürfe machte, erhielt derselbe zur Antwort, daß der Radjah sich nach Kräften bemühe, seine wilden Battas allmählig einigermaßen zu civilisiren, was seine beständige Anwesenheit unter seinem Volke notwendig mache. Es war hiergegen nichts einzuwenden, um so weniger, als der Radjah in den ersten zwei Jahren seiner Herrschaft den Tribut regelmäßig bezahlte; als jedoch im dritten Jahre diese Zahlung unter allerlei mehr oder weniger plausiblen Vorwänden von einem Termine zum andern hinausgeschoben wurde, außerdem Gerüchte sich verbreiteten, daß Tam Alan nicht unbedeutende Ankäufe von Gewehren und Munition in Singapore habe machen lassen, wurden die Behörden mißtrauisch und aufmerksam. Ein gewandter Agent wurde in die Residenz des Battafürsten geschickt, um diesen genau zu beobachten und sich Gewißheit über die Waffenanläufe zu verschaffen. Nach einigen Monaten kehrte der Agent nach Palembang zurück und berichtete dem Residenten, daß Tam Alan ihn sehr freundlich aufgenommen habe und ihm mit der größten Offenheit begegnet sei; der Radjah habe freilich fünfhundert seiner Leute mit Gewehren ausgerüstet und ganz europäisch eingezerrt, um sie als eine Art Leibgarde in seiner Dessa (Residenz) zu gebrauchen, doch sei nach seiner, des Agenten, Beobachtung von dem jungen Fürsten nichts zu befürchten, umsoweniger, als durch diese Anschaffung von Waffen und Munition die Geldmittel desselben vollständig erschöpft seien, weshalb der Tribut bis jetzt noch nicht hätte bezahlt werden können; doch habe ihm der Radjah die Versicherung gegeben, im folgenden Jahre die Rückstände nachzahlen zu wollen.

Der Resident in Palembang beruhigte sich vollständig in Folge des erhaltenen Berichtes, sollte indeß im März des folgenden Jahres aus dieser Ruhe auf die unangenehmste Weise aufgeschreckt werden. Der Resident von Padang benachrichtigte ihn nämlich, daß Tam Alan, im Verein mit mehreren Stämmen der Atchinesen, ganz plötzlich mehrere Factorien und sogar das detachirte Fort „Prinz Genbrit“ bei Tappanuli überfallen und angegriffen habe; die Plantagen und Factorien seien gänzlich zerstört worden, während das kleine Fort nur durch die tapfere

Vertheidigung seiner Besatzung und das rechtzeitige Eintreffen einer Truppenabtheilung vom Fort de Kock gerettet worden sei. Die Streitmacht des aufrehrerischen Radjah solle sehr bedeutend sein und wäre keine Zeit zu verlieren, denselben ein starkes Expeditionscorps entgegen zu senden, um die Ansiedelungen an der Südküste vor den Verwüstungen der Battas zu schützen und diese zu züchtigen.

Die in den Residentchaften von Palembang, Padang und Bentulen vorhandenen Truppen waren kaum zahlreich genug, um die Forts an der Grenze und im Inneren, sowie die Hafenplätze zu besetzen; von einem Feldzuge gegen den aufrehrerischen Radjah konnte gar nicht die Rede sein. Der General-Gouverneur in Batavia wurde daher durch einen Expressdampfer von dem Ausbruche des Aufstandes in Kenntniß gesetzt und um schleunige Sendung eines Expeditionscorps gebeten, zu dessen Formation auch sofort die nöthigen Maßregeln in Weltevreden ergriffen wurden. Zwei Bataillone Infanterie, jedes zu sechs Compagnien, eine halbe Schwadron Cavallerie, eine Batterie Vierpfänder, sechs Gebirgs-Haubitzen, eine größere Anzahl Handmörser, eine Compagnie Sappeurs bildeten die für die Expedition bestimmten Streitkräfte, zu denen auf Sumatra noch einige Garnisonstruppen stoßen sollten. Mehrere Offiziere des Generalstabes nebst einigen Topographen (darunter ich) waren dem Corps beigegeben. Den Oberbefehl führte General B., der schon zwanzig Jahre in Ostindien diente und bei dem zweiten Feldzuge auf der Insel Bali, unter dem Herzoge Bernhard von Weimar, sich einen Namen gemacht hatte.

Gegen Ende April waren sämtliche Abtheilungen der zum Feldzuge bestimmten Truppen in und bei Palembang versammelt; es vergingen indeß noch einige Tage, bevor wir aufbrechen konnten, da es der Civil-Behörde früher nicht möglich gewesen, die hinreichende Anzahl Kulis aufzutreiben, welche eine nach damaligen Verhältnissen nicht unbedeutende Truppenmacht zum Transporte des Gepäcks, des Proviantes, der Munition und der Lazarethbedürfnisse erheischte. Endlich konnten wir in den letzten Tagen des April Palembang verlassen. Da wir ungefähr noch zehn Tagemärsche bis zur Grenze der Residentchaft hatten, so konnten wir auf ziemlich guten Wegen ohne Beschwerden diese Strecke zurücklegen; um fünf Uhr Morgens wurde aufgebrochen und bis gegen zehn Uhr marschirt; während der dann folgenden heißesten Stunden des Tages wurde in den dichten Wäldern zu beiden Seiten der Straße gerastet, abgelocht, gegen vier Uhr Nachmittags wieder angetreten und bis gegen acht Uhr Abends marschirt, worauf das Vivouak bezogen wurde.

Wir hatten das herrlichste Wetter, da die Regenzeit eben vorüber, es war zwar heiß, aber nicht schwül und die Abende und Nächte wahrhaft köstlich! Ein Vivouak unter mächtigen Tamarindenbäumen, Palmen und Sykomoren, den wunderbar schönen Tropenhimmel über sich, in dem köstlichen Dufte der zahlreichen blühenden Gesträuche und Bäume, den der kühle Bergwind über den Lagerplatz wehte; — dabei angenehme, heitere Gesellschaft, guten Wein, vortreffliche Verpflegung, vorzügliche Manila-Cigarren, — was kann ein Soldat mehr verlangen?

Die Soldaten der europäischen Flügel-Compagnieen, aus allen Nationen Europas zusammengewürfelt, beschäftigten sich bei ihren Lagerfeuern auf verschiedene Art, je nach dem Charakter ihrer Heimat. Die Franzosen plauderten und lachten, der Eine oder der Andere trällerte wohl auch einen kleinen Chanson, während die Holländer schweigend ihre Pfeifen rauchten und kalten Genebergrog dazu schlürften, auch wohl gern den Gefängen einiger Deutschen lauschten, die sich unter einer großen Tamarinde versammelt hatten und ihre schönen heimatlichenlieder zum Besten gaben. Meine fangeskundigen Landsleute mochten diesen Lagerplatz wohl nicht ohne eigennützige Nebenabsichten

gewählt haben, da er in der Nähe des für den Stab eingerichteten Vivouals lag, von welchem manche Flasche Bier und Genever zu den Sängern hinübergeschickt wurde. Im Lager der inländischen Truppen ging es am lebhaftesten zu, hier wurde ein Tandhad (nationaler Tanz der Javanen) aufgeführt, dort hörte man die näselnde Stimme eines Märgenerzählers, während nicht weit davon ein alter javanischer Sergeant einem Kreise junger Soldaten seine Erlebnisse aus den Kriegen auf Bali und Borneo erzählte. Von den in der Nähe gelegenen Kampongs waren Männer und Weiber in großer Anzahl herbeigekommen und hatten einen kleinen Bazar errichtet, wo sie frisch gefochten Reis, gebackene Fische, geröstetes Hirschfleisch, allerlei Knevels (Kuchen) und Früchte an die Soldaten und Kulis verkauften. Auch malayische Muster hatten sich eingefunden und ließen bis tief in die Nacht die melancholischen Klänge der Gong-Gong und der chinesischen Fiedel ertönen.

Seit zwei Tagen hatten wir die Grenze der Residentchaft Palembang überschritten und marschirten auf den nordwestlichen Abhängen des Gebirges nach dem Quellgebiete des ziemlich bedeutenden Flusses Djambi, quer durch das gleichnamige Land. Die Radjahs von Djambi waren damals noch keineswegs vollständig unterworfen, sondern dem holländischen Gouvernement nur tributpflichtig; nach Allen, was uns die Behörden in Palembang mitgetheilt, war den Malaien in Djambi, Indragiri bis hinauf zu dem Lande der Battas durchaus nicht zu trauen, so daß wir unsern Marsch nur mit allen Vorsichtsmassregeln fortsetzen konnten. Dazu kam, daß wir nur unter großen Schwierigkeiten vorwärts kamen, die unermesslich großen Sümpfe an der Küste des Gebietes von Djambi hinderten uns, in der Ebene zu marschiren, so daß wir unsern Weg über die dichtbewachsenen Abhänge des Gebirges nehmen mußten; von gebahnten Wegen war gar keine Rede mehr: Fußspabe, ab und zu ein elender Weg für Büffelkorren und Saumpferde waren Alles, was wir vorfanden, so daß unsere Sappeurs oft erst Bahn machen mußten, um unsere Gebirgstanonnen mit der Spannung vorwärts zu bringen. Nach Ueberschreitung des Flusses Djambi war auch dieses nicht mehr möglich; die Gescküge und Progen mußten auseinander genommen und die einzelnen Theile auf Packpferden weiter transportirt werden.

Wir hatten die drei Quellflüsse des Djambi glücklich überschritten und lagerten im Gebiete von Indragiri in mehreren großen Kampongs. Der General hatte beschloffen, hier den durch die beschwerlichen Märsche sehr ermüdeten Truppen einige Tage Ruhe zu gönnen und diese Zeit zu benutzen, um durch weit vorgeschickte Recognoscirungen sich Gewißheit über die Stellungen der Battas zu verschaffen. Auf die Angaben der wenigen Eingeborenen, die man in den fast gänzlich verlassenen Kampongs angetroffen, konnte man sich nicht im Mindesten verlassen, da sie offenbar feindlich gesinnt waren. Gleich nach unserer Ankunft in den Ruhequartieren wurde ich zum General befohlen.

„Wie ich mich erinnere,“ begann derselbe nach der ersten Begrüßung, „find Sie lange auf Sumatra mit Vermessungen beschäftigt gewesen, und kennen daher das Land einigermaßen.“

„Jawohl, General,“ entgegnete ich, „Ich war fast ein Jahr in den Kampongs, wo ich ausgedehnte topographische Aufnahmen zu machen hatte; und wenn diese Kampongs auch ziemlich entfernt von hier liegen, so werden die Malaien dort wohl nicht viel von den Malaien hier verschieden sein und kann man sich schon leichter orientiren, als wenn man ganz unbekannt ist.“

„Nun gut!“ fuhr der General fort. „Sehen Sie sich einmal diese Karte etwas genauer an, die mir in Vesteveden als Generalstabskarte von diesem Theile Sumatras mitgegeben worden ist. Es ist doch ein wahrer Scandal, daß eine Generalstabskarte zu nennen!“

Ich betrachtete die fragliche Karte etwas genauer und mußte dem General vollkommen beipflichten; es war eine im vergrößerten Maßstabe gezeichnete Karte von Sumatra, wie man sie in jedem Schulatlas findet. Das große Sumpfigebiet der Kampongs an der Ostküste, die Residentchaft Palembang und die Küstenstriche der Residentchaften Padang und Benkulen waren etwas genauer und im Detail eingezeichnet; alles Uebrige war so angegeben, wie man es auf jeder guten Karte der Sundainseln findet; die Küsten, die Hauptgebirge und Mündungen der größeren Flüsse waren im Allgemeinen richtig eingetragen, der Lauf der letzteren jedoch, die Richtung der Gebirgskette, sowie die Lage der Haupt-Kampongs gänzlich falsch und nach Gutmüthen eingezeichnet. Als Generalstabskarte war diese Karte durchaus unbrauchbar.

Als ich dem General meine Ansicht unverhohlen ausgesprochen, sagte derselbe mir, er müsse unbedingt ein flüchtiges Croqui des vor uns liegenden Landstriches haben, da er sich nicht aufs Gerathewohl mit dem ganzen Corps in das Gebirge wagen könne, ohne nur eine Ahnung zu haben, ob dasselbe überhaupt passirbar sei. Nach Allem was er in Erfahrung gebracht, befände sich Tam Alan mit seiner Hauptmacht ungefähr acht bis zehn Tagemärsche von uns entfernt, und zwar in nordwestlicher Richtung; ich solle daher im Verein mit den übrigen Generalstabsoffizieren und den Topographen, unter Bedeckung einer Abtheilung Cavallerie, vorausreiten und das vorliegende Terrain flüchtig in Karte bringen, ohne mich in Details zu verlieren; dem General kam es hauptsächlich darauf an, ein oberflächliches Bild des betreffenden Landstriches zu erhalten, namentlich mit Rücksicht auf die Passirbarkeit desselben für ein größeres Truppencorps.

Der General ließ auf meine Veranlassung die beiden jüngeren Offiziere vom Stabe, sowie die Topographen zu sich befehlen, denen ich dann in wenigen Worten die Absicht des Generals auseinandersetzte und mittheilte, daß wir drei Offiziere mit vier Topographen noch an demselben Abende aufbrechen würden, um gleich am folgenden Morgen unsere Arbeit zu beginnen, die darin besthe, daß wir Sieben, jeder mit Patent-Boussole und Croquirplatte versehen, uns betartig über das Terrain ausbreiten sollten, daß wir sechs bis sieben Kilometer in der Breite einnehmen und flüchtig, aber richtig aufnehmen könnten. Am Nachmittage würden wir dann im Mittelpunkt unserer Linie, den ich einnehmen wollte, zusammenkommen, die Croquis vergleichen, mit den nöthigen Notizen versehen, und durch javanische Läufer resp. Sufaren in's Hauptquartier zurückschicken. Hier sollte der Adjutant mit dem fünften Topographen die einzelnen Croquis zusammenstellen und in Karte bringen. Auf diese Weise würde der General wenigstens ein allgemeines Bild von dem vorliegenden Terrain erhalten und besonders das Einschlagen einer falschen Marschlinie vermeiden, was in dem gänzlich unbekannten Lande für die ganze Expedition verhängnißvoll werden konnte.

Nach eingenommener Mahlzeit brach ich noch an demselben Abende mit den Offizieren und Topographen und einer Escorte von einem Wachmeister und zwölf gut berittenen Sufaren auf; auch zwölf Läufer nahm ich mit, die unter den inländischen Soldaten leicht ausgefucht werden konnten. Nachdem wir noch zwei Stunden marschirt, schlugen wir unser erstes Vivoual am östlichen Ufer des südlichsten Quellflusses des Indragiri auf. Ich setzte meinen Kameraden nochmals genau auseinander, worauf es bei unserer Arbeit hauptsächlich ankomme, daß sie sich nicht mit Details aufhalten sollten, sondern nur im Allgemeinen den Charakter des Landstriches wiederzugeben hätten in Bezug auf Bodenbeschaffenheit, Höhe und Böschung der Bergzüge, Dichtigkeit und Passirbarkeit der Wälder, Lage und Ausdehnung der Sümpfe, Lage der Kampongs u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Neuigkeiten.

Das im Verlag von Grebner & Schramm in Leipzig erscheinende illustrierte Lieferungswerk: *Afrika. Hand-Lexikon* von Paul Heichen. Mit vielen Abbildungen und Karten, ist jetzt mit der 12. Lieferung bis zum Buchstaben „Z“ gediehen. Wir wiederholen unser schon früher ausgesprochenes Urtheil: Das Werk ist sehr gut ausgestattet, reich illustriert, textlich präcis und ungemein lehrreich. Es wird ein ganz umfassendes Nachschlagewerk über Gesamtafrika werden.

Von dem in gleichem Verlage erscheinenden Lieferungswerke: *Europas Colonien*. Nach den neuesten Quellen geschildert von Dr. Hermann Krostschütz, liegen uns weiter die Lieferungen 28 bis 38 vor. Mit Lieferung 30 schließt die Abtheilung: „Das Kongogebiet und seine Nachbarländer.“ In Lieferung 31 beginnt die Abtheilung: „Afrikas Ostküste und das Seen-Gebiet“, in welcher sich eine Menge der prächtigsten Schilderungen, von Sansibar ausgehend, unterstützt durch künstlerisch ausgeführte, sehr anschauliche Illustrationen finden. Hier lassen sich die vielen Fäden des Interesses der deutschen ostafrikanischen Colonisation überall antreffen und schon hierin liegt, ganz abgesehen von dem wissenschaftlichen Werthe des Werkes, die besondere Bedeutung desselben für das deutsche Volk. Die Schönheit und Solidität von „Europas Colonien“ sei abermals rühmend hervorgehoben.

Von bleibendem Werthe und Interesse ist das, ebenfalls im Verlage von Grebner & Schramm erscheinende illustrierte Lieferungswerk: *Afganistan und seine Nachbarländer*. Der Schauplatz des russisch-englischen Conflicts in Central-Asien. Nach den neuesten Quellen geschildert von Dr. Hermann Krostschütz. Dies Werk ist bis zur 13. Lieferung gediehen. Es behandelt sein wichtiges Thema erschöpfend und ist besonders reich an eingehenden, prachtvoll geschriebenen Schilderungen von Land und Leuten, Kriegszügen, diplomatischen Schachzügen und mühseligen Wanderungen in den Wildnissen der unter russischem und britischem Einfluß stehenden Länder.

Von dem kunstgewerblichen Prachtwerke „Der Ornamentenschatz“ (Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart) liegen uns jetzt die 12. bis 16. Lieferung vor. Eine Menge trefflich gewählter und meisterhaft in Farbendruck ausgeführter Motive der italienischen und französischen Renaissance treten uns in diesen Hefen entgegen. Nachdem in den früheren Lieferungen mit den Kunstwerken des romanischen und gotischen Stils abgeschlossen und aus der italienischen Früh- und Hochrenaissance Muster von Fugaden- und Deckenmalerei, Sgraffiten, Zartorien, Marmoreinlagen und Flachreliefs, Fayence- und Glasmalerei, Stickerie, Teppichweberei und Spitzenstickerei gebracht waren, erhalten wir in den neuesten Hefen noch weitere edelste Blüten jener höchsten Stufe des wiedererstandenen Kunstsinns. Wand- und Deckenmalereien Raphaels aus dem Vatican, eines Raphaelischen Schülers aus dem Palazzo Doria in Genua und anderer, Majoliken mannigfaltigster Art, Stickerie und Webereimuster, Mozaiken und Manuscriptmalereien, sämmtlich genau in der Farbe der Urbilder, dazu plastische Ornamente aus Marmor und Bronze, in Tonbrudr wiedergegeben, zeigen den ganzen Reichtum des damaligen kunstgewerblichen Strebens und Schaffens. Der Uebergang zur französischen Renaissance wird auf einem Prachtblatt mit Edelmetallarbeiten und Email vermittelt, welchen Proben von französischen typographischen Verzierungen, Stoffsordereien, Gobelinwebereien, Bucheinbänden, und zahlreichen Flachornamenten verschiedener Techniken folgen.

Aus einer Notiz der Verlags-handlung ersehen wir, daß das Prachtwerk in 20 Lieferungen (à 1 Mark) vollständig sein und 85 Tafeln enthalten wird, indem auch der Barock-, Rococo- und Bopststil Berücksichtigung finden und durch fünf reiche Farbentafeln mit zahlreichen Mustern vertreten sein soll.

Zur Beschreibung eingegangene Novitäten:
Generalfeldmarschall Graf Moltke. 1800–1885. Von Wilhelm Müller, Professor in Tübingen. Stuttgart, Verlag von Carl Krabbe. 1885. —

Alpenwanderungen. Fahrten auf hohe und höchste Alpen. Spitzen. Von A. W. Grube. Leipzig, Verlag von Eduard Kummer. Mit Buntdruck-Bildern. Lieferung 1. —

Siegfried. Zeitschrift für volksthümliche Dichtung und Wissenschaft. 1. Jahrgang, 7.–9. Heft. Meinhardt's Verlag in Bielefeld, Leipzig und Stuttgart. —

The Home Journal. A semi-monthly Periodical for the furtherance and promotion of the English language among Germans. Editor: Internationaler Sprachverein, Berlin. Dr. Theo. H. Klein. Berlin. Vol. 1, Nr. 1. —

Moderne Droskuren. Humoreske von A. Jordan. Camphadt Verlag von G. Ad. Stehn. —

Der Chorgesang. Zeitschrift für die gesammten Interessen der Sangeskunst mit besonderer Berücksichtigung der gemischten Chöre, Männer- und Frauen-Gesangsvereine. Herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender Componisten für Chorgesang, Musik-Directoren, Chor-Dirigenten und Musikschriststeller von W. W. Gottschalk, Großherzoglicher Hoforganist und Lehrer an der Musikschule zu Weimar. Leipzig, Verlag von List & Meyer. —

Naturkundliche Volksbücher. Allen Freunden der Natur gewidmet von L. Bülmann, Lehrer an der städtischen Volksschule in Emden. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn. 2. bis 4. Hg. —

Deutsche Encyclopädie. Ein neues Universallexikon für alle Gebiete des Wissens, 500 Bogen in 8 Bänden. Vollständig in 100 Lieferungen. Leipzig, Verlag von Fr. Wihl. Grunow. 1.–5. Lieferung. —

Der Strife. Eine Geschichte aus dem socialen Leben der Gegenwart (in Berlin) von Gust. Heint. Schmiedek. Berlin, Richard Ed. Stein Nachfolger (Carl Hammer). —

Geschichte der Jüdischen Literatur von Gustav Karpeles. Berlin, Verlag von Robert Oppenheim. 1. Lieferung. —

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner, herausgegeben von Professor Dr. Friedrich Umlauf. Wien, A. Hartlebens Verlag. —

Was für wohnt! Ein Blatt für das deutsche Haus. Herausgegeben von Ernst Otto Hopp. Berlin, Verlag von Fr. Konemann. Heft 5. —

Das Buch der Zeit. Nieder eines Modernen. Von Arno Holz. Zürich 1886, Verlags-Magazin. —

Für Alt und Jung. Schlesische Mark-Bibliothek. Mit Beiträgen der hervorragenden schlesischen Schriftsteller und Schulmänner herausgegeben von A. Stanislas. 1. Jahrgang, 1. Bändchen. Wilsch giersdorf, Verlag von W. Jacob. 1885. —

Hans Poltig, 'ne Gschicht ut plattbütschen Lann'. Von Heinrich Burmeister. Berlin, Eduard Knapel. —

Die Nationalgalerie in Berlin.

(Mit Abbildung.)

An keinem Punkte der deutschen Reichshauptstadt bewährt sich mehr die Bezeichnung „Prece-Alten“, als auf der Museums-Insel, im Herzen der Hauptstadt, in dem uralten Stadthaus Köln. Hier gedachte der gelehrte und kunstsinigke König Friedrich Wilhelm IV. den schönen Künsten eine großartige Heimstätte zu errichten und der Monarch selbst entwarf die Skizze zu dem Gebäude, welches heute den Namen „Nationalgalerie“ trägt. Es war ihm nicht befallen, seinen großen Gesamtplan zu verwirklichen, und noch jetzt ist er nur zum Theil ausgeführt, aber die Nationalgalerie ist unter der Regide uneres Kaisers Wilhelm vollendet worden.

Baurath Stüler mußte die Skizze Friedrich Wilhelms umarbeiten, die Landesvertretung bewilligte 1866 die Kosten und der Bau begann. Es waren wegen des schlechten Untergrundes so immense Schwierigkeiten zu überwinden, daß der Bau erst im Jahre 1876 vollendet werden konnte. Daß es ein herrlicher Prachtbau ist, sieht der Beschauer mit dem ersten Blick.

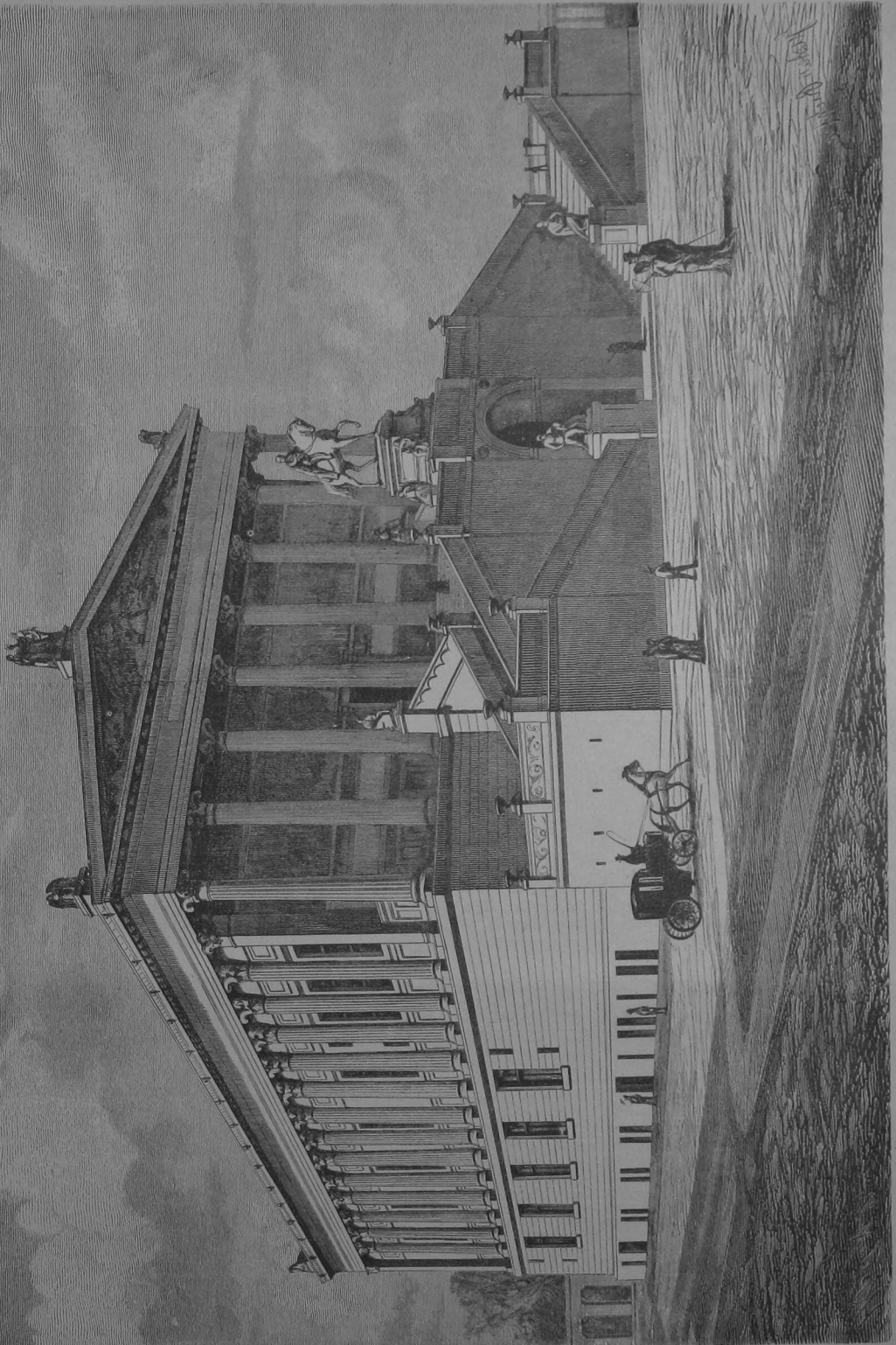
Das Gebäude, von rötlichem Sandstein, bildet ein Rechteck von 62,08 Meter Länge und 31,04 Meter Breite. Die Gesamtlänge inclusive der Freitreppe beträgt 95 Meter. Das Gebäude ist in rein griechischem Stil gehalten. Vori korinthische Säulen tragen die mit rothem Pyrenen-Marmor belegte Vorhalle, durch welche man in die Galerie gelangt. Die Freitreppe liegt südlich und man hat von deren Höhe aus einen

imposanten Ausblick auf den Verkehr der Stadt. Nach Norden zu liegt ein halbkreisförmiger Ausbau. Die inneren Lichtverhältnisse sind vermög der hohen Lage und der geschickten Anlage der Bilder-Räume vorzüglich.

Am der Stirn der Galerie stehen die goldenen Worte: „Der deutschen Kunst.“

Den Grundstock der Galerie bildete die glänzende Kunstsammlung des Consuls Wagner, welcher dieselbe der Nation unter der Bedingung vermachte, daß sie zusammenbleibe. Kaiser Wilhelm stellte ebenfalls eine Reihe herrlicher Kunstwerke zur Verfügung. Angeregt durch diese leuchtenden Beispiele folgten viele Privatleute, und so konnte 1876 die Galerie mit 391 Gemälden, 85 Cartons und 16 Bildhauerwerken eröffnet werden.

Seitdem ist die Galerie fort und fort bereichert worden, so daß sie heute den Stolz der Nation und der Reichshauptstadt ausmacht. Bedeutenden Meister der Neuzeit sind hier mit hervorragenden Werken vertreten, unter Anderen auch Hans Makart und Gabriel Max. Von Peter Cornelius sind die Meister-Cartons für die von Friedrich Wilhelm IV. projectirte Künzengruft vorhanden. So wichtig die Nationalgalerie für die Geschichte der Entwicklung der Kunst geworden, so überaus lohnend ist für jeden Kunstfreund ihr Besuch.



Die Nationalgalerie in Berlin.
Original-Holzschnitt nach einer photographischen Aufnahme. (Siehe Seite 104.)

Schlesische Befreiungskämpfer.

Albumblätter zur Erinnerung an 1813 bis 1815.
(Fortsetzung.)

83.

Keinem Menschen Unrecht thue: das soll der Grundsatz sein, nach welchem ich mein bürgerliches Leben führe. Nichts gegen mich selbst thun, das mit der Achtung für mich selbst nicht besteht: dies soll der Grundsatz sein, nach welchem ich mein Leben führe. Nie wider meine Ueberzeugung, nie wider besseres Wissen und Gewissen handeln: das soll der Grundsatz aller Grundsätze sein, nach dem ich an allen Orten und in allen Verhältnissen leben will, so lange ich lebe.

Breslau, den 7. Mai 1840.

August Friedrich Ratide,
geboren in Breslau, den 3. August 1795.

84.

Beglückend ist die Erinnerung der Theilnahme an jenem Kampfe und das Bewußtsein dabei treu erfüllter Pflicht.

Breslau, den 16. Mai 1844.

Johann David Franz,
Rechnungsrath und Vorstand der königlichen Bank
zu Breslau;
1813 freiwilliger Jäger im Goldberg'schen Infanterie-
Regiment.

85.

In Baldorf bei Reisse erblickt ich das Licht.
Ich wurde erzogen zu Recht und Pflicht.
Als 1813 der Ruf erklang,
Da mußte ich ihm folgen, dem innern Drang.

Beim ersten schlesischen Linien-Regiment,
Welches man heute das zehnte benennt,
Da trat ich als Jäger freiwillig zum Kampf,
Stand oftmals in Schlachten im Pulverdampf.

Und als er errungen der herrliche Sieg,
Ich bis zu dem Grabe des Lieutenant's stieg.
Noch mehre Jahre verblieb ich Soldat,
Ehe in's Leben als Bürger ich trat.

Und wie ich bei Seite gelegt dann mein Schwert,
Zu gründen mir friedlich den Lebens-Heerd,
So habe ich rüftig der Themas bis heut'
Mein Leben als Registrator geweiht.

Breslau, den 29. April 1838.

Franz Joseph Clemens Pache.

86.

Der zweite Mai
Für immer sei
Bis zum unfehligen letzten Appell
Freiwilliger Liebe für Preußen der Quell!

Breslau, den 6. Mai 1838.

Heinrich Neustädter.

87.

Gott und dem König treu!
Und bei dem ersten Ruf ist mein Muth wieder neu.

Breslau, den 2. Mai 1843.

Gottlob Benjamin Tieß,
s. B. königl. Polizei-Secretär.

88.

Meinem einzigen Sohne vermache ich die Ehre, die mich berechtigt, in dieses Denkbuch meinen Namen zeichnen zu dürfen. Möge er und meine spätesten Nachkommen der Erbschaft werth sich zeigen, und einst — wenn die Grenzen des theuren Vaterlandes ein frecher Feindensfürst betreten sollte — auch sie das Vorbild der Jugend des Jahres 1813 nachahmen.

Breslau, den 3. Juli 1841.

Leopold Graf Rahhaus,
königlicher Kammerherr
und Landrath-Amts-Verweser des Leobschitzer Kreises,
auf Wlabin.

89.

Gott gebietet meine Seele,
Doch dem König Gut und Blut!

Edward Hufeland,
auf Warsdorf,
Rittmeister a. D. und Landrath des Schweidnitzer
Kreises.

90.

Was hat in der Entscheidung ersten Tagen
Dem Volk der Preußen Muth und Kraft verlieh'n,
Den Rettungskampf, den blutigen, zu wagen,
Entgegen kühn dem stolzen Feind zu zieh'n?
Was trieb den Jüngling, freudig zu entsagen
Der Mühen Dienst, der Liebe Lust zu zieh'n?
Welch' Hochgefühl erglüh't in Aller Herzen,
Dem Tod zu trotzen und der Trennung Schmerzen?

Die Liebe war's zum heimathlichen Herde,
Der angestammten Treue festes Band.
Dah' frei die Welt von schänder Knechtschaft werde,
Griff rasch zum Schwert des tapfern Königs Hand.
Da fochten wir, bis von der deutschen Erde
Des Feindes letzte, blut'ge Spur verschwand.
Denn diensthbar kann kein edles Volk bestehen,
Wir mußten siegen, oder untergeben.

So ward mit Gott der schwere Kampf vollendet;
Denn fest vertrauend, mit geprüfem Muth,
Blieb himmelwärts des Königs Blick gewendet.
Da keimte Segen aus der Krieger Blut;
Da hat der Herr des Sieges Frucht gesendet,
Den gold'nen Frieden, unser höchstes Gut.
Jhm bleib die Ehre; — doch der Völker Weihe —
Das sei der Geist des Glaubens und der Treue.

Breslau, den 1. Mai 1838.

Karl Graf von Redlig-Leipe
auf Rosenthal,
königlicher Kammerherr und Landes-Ärzt.

91.

Der Glaube, die Liebe und die Hoffnung, so wie auch Christus im Herzen und das Kreuz auf dem Rücken, das ist der Wahlspruch der Geduldigen. Am Kreuze des Herrn triumphierten der Glaube, die Hoffnung und die Liebe, darum rief er selbst segnend aus: „Es ist vollbracht!“ Nicht untätig unsere Zeit verlieren, vollbringen sollen wir die großen Pflichten des Berufes, den Gott uns anwies. Dann verlassen wir einst die Erde ohne Bangigkeit, denn unsere Werke folgen uns nach. — Mit Gott ward uns der Sieg. — Darum wiederhole ich noch heute nach dreißig Jahren den festen Spruch: „Gott, dem König und dem Vaterlande Treue bis in den Tod!“

Breslau, den 2. Mai 1843.

Friedrich Graf Braschma
auf Falkenberg in Schlesien,
geboren den 30. December 1786;
im Jahre 1806 Seconde-Lieutenant im Kürassier-Regiment des
Goltsendorfs, und in den Jahren 1813 und 1814 im Regimente
Garde du Corps.

92.

Als die Völkerschlacht nun war geschlagen,
Wollte man sich schon vertragen;
Doch Blücher rief: „Das kann nicht sein,
Vorwärts, meine braven Streiter!“

Breslau, den 2. Mai 1838.

Metke,
königlicher Registrations-Secretär
zu Oppeln.

93.

Freiwillig zogen wir das Schwert,
So wurde frei Thron und Herd.

Breslau, den 30. April 1838.

Friedrich Scharff,
königlicher Pachtbesorger.

94.

Im Kampf erblickt des Lebens Blume,
Im Kampfe reißt des Todes Glid.
Wer unterging mit Helidenrühme,
Theilt mit den Vätern ein Weidgid.

Breslau, am Tage der 25jährigen Jubelfeier.

Friedrich Wilhelm Nobel I.
königlicher Special-Commissarius und Premier-Lieutenant v. d. R.
in Löwenberg.

95.

Das Band der Kameradschaft ist die sicherste Stütze allgemeiner Belebung für Gutes und Kräftiges. Dies haben wir wahrgenommen, als wir zu einem heiligen Zwecke zusammentraten und ohne Scheidung durch die äußere Form, in gleicher Liebe unter uns selbst, die heilige Liebe für König, Vaterland und Alles was uns theuer war, bekräftigten. — Und indem wir nun durch die alljährliche Feier jenes Zusammentritts das Nimmererlöschen dieses herrlichen Gefühls bewahrheiten, geben wir gleichzeitig auch ein wirksames Beispiel für Preußens heutige jüngere Kriegergeneration.

Der heiligen Verbrüderung
Aus jener hohen Zeit,
Wo Hochmuth und Erniedrigung
Zum Bunde uns geweiht!

Karl Ferdinand Heymann,
freiwilliger Jäger in der 2. Escadron leichten Garde-Cavallerie-Regiments; später Major im 11. Infanterie-Regt. Adjutant, und von 1823 an in dem 11. und 6. Landw.-Cavallerie-Regiment; von 1823—1828 Hofmeister in Schwibitz, von 1828 in Frankfurt; Rittmeister d. b. Armees. Geboren in Schwibitz 1799 am 14. Juni.

96.

An's Vaterland, an's theure, schließ' Dich an;
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln Deiner Kraft.

Breslau, den 30. Juni 1828.

Ludwig von Schweinitz,
Rittmeister.

97.

Ernst Ludwig Freyh. von Rothkirch-Trach,
den 4. September 1791 in Altenburg geboren, kam in seinen dritten Jahre nach Schwibitz, besaß 1811 die Wundärzt zu Breslau. — 1812 einer der ersten in den Reihen der freiwilligen Jäger des leichten Garde-Cavallerie-Regiments; bei Wägen, Gaißau als Wundmeister, im Mai durch seine Kameraden Cfrat. Von Töplitz aus kommandirt zum Partisan-Corps des Major von Golemb; war bei allen Gefechten. Nach Auflösung der Jäger im Garde-Hus. Regt. Adjutant; nahm 1817 seinen Abschied und wurde Rendant; gegenwärtig Majoratsherr auf Wölkow bei Gaißau. Königlichster Kammerherr, Ritter des St. Johanniter-Ordens und des schwarzen Kreuzes, welcher seine Kameraden bitten, sich seiner freundschaftlich zu erinnern, wenn er zum großen Appell abgerufen ist.

98.

Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt!
Die Brust im Gefechte geküßt!
Die Jugend brauset, das Leben schäumt.
Frisch auf! oh' der Geist noch verblüht.
Und sehet Ihr nicht das Leben ein,
Wie wird Euch das Leben gewonnen sein.

(Aus Schillers Wallenstein.)

O du schöne, unvergeßliche Zeit, wo ich theils beneidet, theils gehänselt von meinen Spiel- und Schulkameraden, zum ersten Male in meiner Jäger-Uniform erschien und mein Feldmüßigen jubelnd in die Höhe warf! — Wie verzärtelt, verzogen als einzig Kind, verwohnt! — Ach, und doch ging's gut; besser als ich's dachte! Dir mein Vorbemann in diesem Bunde, Dir, lieber Rothkirch, verdanke ich viel! Vielleicht wäre ich sogar ohne die Campagne von 1813—14 untergegangen in Verwundung und körperlicher Erschlaffung.

Büht nicht mit mir, Kameraden und Kampfgenossen, oder Ihr, die einst, wenn wir dahingegangen, diese Blätter lest! — züht nicht, wenn ich beim Schreiben die richtige Haltung verloren und jetzt erst wieder gerade gehen lerne! Mein Sinn, mein Herz war recht und gerade. Ach! oft schon habe ich jene theuren Kampfgenossen beneidet, die längst der irdische Hügel bedekt. Gott! Wie sanft müssen sie schlummern! — Ach, noch eine Campagne von 1813—14! Nur noch Eine!

Vm 13. Mai 1839.

Johann Karl Benjamin Stache,
im Jahre 1813/14 freiwilliger Jäger im Bataillon
des leichten Garde-Cavallerie-Regiments.

99.

Durchdrungen von dem Hochgefühl, welches mich in dem denkwürdigen Jahre 1813 in die Reihen der Kämpfenden eintreten ließ, beglückt mich — in dankbarer Erinnerung, in einer so hochwichtigen Zeit dem Ruf für König und Vaterland haben folgen zu können, — die Hoffnung, daß meine vier Söhne mit gleicher Begeisterung und denselben treuen Anhänglichkeit für das angestammte Königshaus die Waffen ergreifen werden.

Eduard Silbuis von Gellhorn,
auf Jachobert,
Rendant und Rittmeister a. Z.

100.

Ohne Aufhebe derselbe; trenn bis in den Tod meinem König und dem theuren Vaterlande; beiden so viel leisten, als die Kräfte mir irgend gestatten!

Karl Heinrich Ernst Nidisch von Rosenegg, geboren 1792 zu Kuchelberg bei Liegnitz; im geliebten Vaterhaus bis 1805; von 1805 bis 1807 Schüler des Pädagogiums zu Bühlau; von 1807 bis 1811 in der Ritter-Akademie zu Liegnitz; von Otern 1811 bis Michaelis dieses Jahres auf der Universität zu Leipzig, dann auf der Universität zu Breslau. Im Februar 1813 trat ich als freiwilliger Jäger in das leichte Garde-Cavallerie-Regiment; laut Patent vom 7. März 1814 wurde ich als Offizier zum schlesischen Kürassier-Regiment Prinz Friedrich von Preußen königliche Hoheit versetzt; Michaelis 1816 schied ich aus dem Militär, um mich der Landwirtschaft zu widmen; im Jahre 1816 war ich zur Einamtlung landwirtschaftlicher Kenntnisse in Pötnitz bei Dessau im Hause des Ober-Intendanten Nordmann; im Jahre 1818 übernahm ich die väterlichen Güter Kuchelberg und Jachobert; wurde 1828 zum Landes-Vereins-Ländlichen Kreises und 1838 zum Director des Liegnitz-Böhlau'schen Landschafts-Systems gewählt. Ich erinnere mich gern meines verflochtenen Lebens; die Vorsetzung verleihe ein glückliches Ende!

Geschrieben zu Breslau, am 1. Mai 1843.

Karl Nidisch von Rosenegg.

101.

Die Ihr nach 25 Jahren noch auf diese Blätter blickt, wenn ich vielleicht schon Staub und Asche bin, gedenkt in Liebe eures treuen Kameraden

Gottlob Lebrecht Stems,

formals freiwilliger im leichten Garde-Cavallerie-Regiment; jetzt Rendant bei dem Königl. Land- und Stadtgericht zu Breslau.

Breslau, den 2. Mai 1838.

102.

Treu bis zum Tod dem angestammten Herrn!
Der Preuße stirbt für seinen König gern.

Breslau, den 16. August 1843.

Hermann Freyh. von Gaffron

auf Guren a. l. m.

Director des Königl. Credit-Instituts

für Schlesien.

Seit dem Waffeneinstand 1813 freiwilliger

im März 1814 Offizier im 1. Schül.

Kürassier-Regiments.

103.

Für's Vaterland hab' ich gestritten,
Freiwillig dem Feind mich gestellt;
Drum hab' ich auch hier mich recht mitten
Zu tapferen Freunden gestellt.

Karl Friedrich Bartsch I.

a. B. Kreis-Steuer-Einnahmer in Schwibitz.

freiwilliger in der 1. Escadron Ostpreuss.

Kürassier-Regiments.

(Fortsetzung folgt.)

Paul Lindau über den Proceß Grä.

Der Proceß Grä, diese cause celebre im wahren Sinne des Wortes, hat verschiedene und zum Theile bedeutende Federn in Bewegung gesetzt. Die entchiedene beste und bedeutendste Darstellung der Sache hat indes Paul Lindau unter dem bezeichnenden Titel: „Idealismus und Naturalismus in Berlin. Proceß Grä“, in dem 104. Heft der von ihm herausgegebenen Monatschrift „Nord und Süd“ geliefert.

Mit opfermüthiger Ausdauer hat der Verfasser den Verhandlungen vom Anfang bis zum Ende beigewohnt, um aus eigener Wahrnehmung ein vollständiges Bild des ganzen Processes, sowie aller daran theilgenommenen Personen geben zu können. Dies ist denn auch in zwar unbestimmter, leidenschaftlicher, zugleich aber doch in der Paul Lindau ureigenen geistvollen, scharf pointirten, dramatisch belebten Weise geschehen. Die Darstellung beginnt mit einer Einleitung, in der es heißt: „Wer Angeklagte haben unter der schweren Beschuldigung entehrender und widerwärtiger Verbrechen: des Meineids, der Anstiftung zum Meineid, der Vornahme unwürdiger Handlungen und der schweren Kuppelei, auf der Anklagebank gesessen. Als Hauptbeschuldigter ein bisher nicht bloß

unerschrockener, sondern sogar in der Achtung und Verehrung seiner Mitbürger hochstehender Mann, der den besten gesellschaftlichen Kreisen angehört, durch die Bande der Verwandtschaft mit einigen der ersten Familien Berlins innig verknüpft ist und durch die idealen Schöpfungen der Kunst Ehren aller Art auf sich sein Haupt gestützt, sich den Titel eines königlichen Professors und die Ehre der Mitgliedschaft der Akademie erworben und im Kreise seiner Kunstgenossen, sowie im großen Publikum Ruhm und Anerkennung gefunden hat. Tausend Anwälte sind den Angeklagten zur Vertheidigung ihrer Sache beigetreten. Der Staatsanwalt, der die Anklage erhoben und durchgeführt, hat sich zur Ueberwindung der riesigen Aufgabe einen zweiten Staatsanwalt zur Unterstützung beigegeben. Im Hinblick auf die voraussichtliche Länge und Anstrengung der Verhandlungen sind zu den gewöhnlichen zwölf Geschworenen noch zwei Ersatzgeschworene hinzugelooft worden. An die neunzig Zeugen sind vernommen worden. Sechs Sachverständige, vier Mediziner und zwei Künstler, sind gehört worden. Und dieser gewaltige Apparat hat wie gesagt volle anderthalb Wochen lang rastlos gearbeitet, die Theilnehmenden unausgesezt in einer fiebernden Bewegung und die öffentliche Aufmerksamkeit in sich immer

Wenn ich König wär'.

Dem Verdienste seine Kronen
Häß' ich, wenn ich König wär' —
Doch ich würde niemals schonen
Einen Schleiher hohl und leer.
Mit des heil'gen Bornes Flammen
Wiese ich von meinem Thron
Alle, die zu Ehren kamen
Durch die Magd: „Protection!“

Nur dem wahrhaft festen Können,
Nur dem willensstarken Mann
Würd' ich meine Gnade gönnen —
Heuchlern wär' ich ein Tyrann!
„Vorwärts!“ müßt mein Wahlspruch lauten,
Vorwärts ohne Rast und Ruh!
Was die Väter halb nur bauten,
Führt' ich der Vollendung zu . . .

Alle meine Unterthanen,
Ohne Standesunterschied,
Führt' ich auf des Fortschritts Bahnen
Hin, wo Hoß und Gabsucht nicht.
Glücklich müßten Alle werden,
Die sich mir in Wahrheit nah'n:
Wahrheit müßte sein auf Erden
Ohne Lug und Trug und Wahn!

John Peter.

General-Intendant Leopold Baron von Hofmann.

(Mit Portrait.)

Den Kennern des Theaters, wie den in der Politik der letzten zwanzig Jahre Bewanderten in Oesterreich wie in ganz Deutschland ist der am 24. October in Wien gestorbene Baron Hofmann hinreichend bekannt gewesen. Er war eine bemerkenswerthe Persönlichkeit und hat eine ungewöhnliche Lebensbahn gehabt. Zum Theil knüpft sich diese Lebensbahn an diejenige, welche Graf Beust als Staatsmann in Oesterreich durchlief, und zwar freieswegs in einer Weise, die sich im gut deutschen Sinne allgemeiner Anerkennung zu erfreuen hatte. Es ist des Lobes für Baron Hofmann zu viel, wenn ihn nach seinem Ableben verschiedene Zeitungsstimmen als bedeutend gewesenen Politiker hinstellen. Er verstand die Kunst des Diplomaten in bedeutenderem Maße, als als Politiker war er keinesfalls hervorragend und niemals hat er „entscheidend hinter den Coulissen der Weltgeschichte agirt“.

Die unparteiischen Oesterreicher, vor Allen die Wiener, sagen ihm nach, daß er allezeit ein urbaner, liebenswürdiger Herr war, der für alles Schöne und Gemeinnütze empfänglich war und dafür uneigennützig sein ganzes Leben einsetzte. Als General-Intendant der kaiserlichen Hoftheater in Wien hat er ebenfalls Bedeutendes geleistet, indem er die Direction Franz Janners besetzte und Franz Dingeldeit ebenso zum Director der Hofoper machte, wie derselbe schon Director des Hofburgtheaters war und indem er später, nach Dingeldeits Tode, Adolph Wilbrandt die Direction des Hofburgtheaters, Wilhelm Zahn die Direction der Hofoper verschaffte.

Baron Hofmann stand an der Spitze der verschiedenartigsten Institute. Er war Präsident der Gesellschaft der Musikfreunde, des Orientalischen Museums und der nun aufgelösten Afrikanischen Gesellschaft, ferner Vorstand der Section „Austria“ des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, Präsident im Curatorium der Gesellschaft für vervollständigende Kunst, Vice-Präsident der Geographischen Gesellschaft, der Kaiser-Franz-Josephs-Stiftung zur Unterstützung des Kleinwerbes und Mitglied zahlreicher anderer Anstalten und Vereine. Aus diesem Jüweli und Allerlei haben ihm Viele einen Vorwurf gemacht und ihn wegen einer zu großen Portion Eitelkeit oft verpöthet. Doch lag es in seiner großen Güthigkeit und seiner absoluten Unabhängig-

keit von allen Familienbanden, daß er sich kaum jemals einer ihm zugemutheten neuen Bürde entzog. War er als Mäcen, als Helfer und Beschützer besonders der hilfsbedürftigen Mitglieder des weiblichen Geschlechts auch nicht ohne Egoismus — es liegen sich darüber seltsame Dinge erzählen — so war er nichtsdestoweniger doch stets bereit, mit

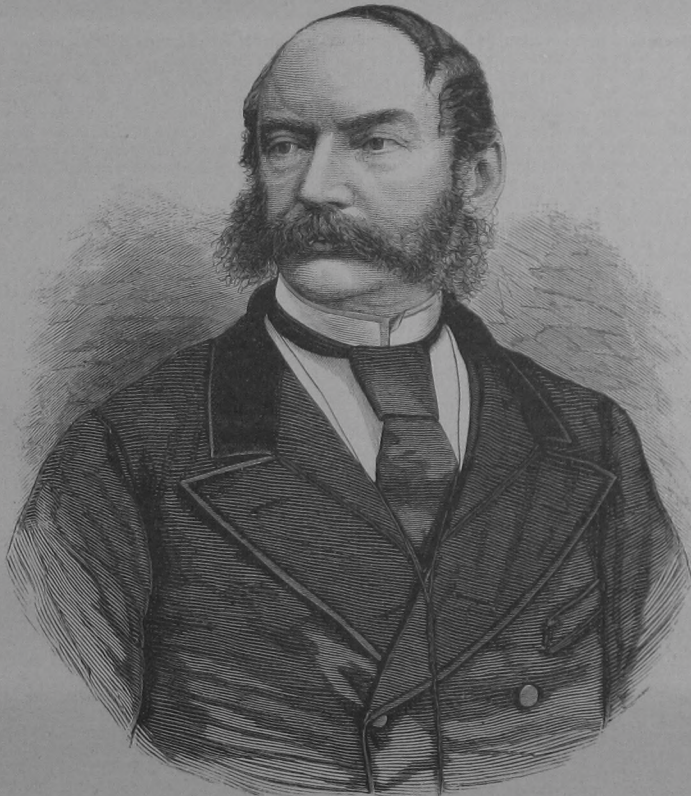
seinem Einfluß und seinen Mitteln die erbetene Hilfe zu gewähren. Baron Hofmann bewohnte ein einsam liegendes Haus, seine Wohnung hatte ein dunkles Vorzimmer, welches von Wittstellersinnen nie leer wurde, und selten kam es vor, daß Jemand ohne seine thatkräftige Unterstützung von dannen ging.

Ueber die äußerlichen Lebensumstände des Verstorbenen ist folgendes mitzutheilen. Leopold Friedrich Freiherr von Hofmann war am 4. Mai 1822 in Wien geboren. Er studierte die Rechtswissenschaft und trat 1842 in den österreichischen Staatsdienst. Bald aber ging er zum diplomatischen Dienst über und wurde, 25 Jahre alt, zum Attaché der österreichischen Gesandtschaft in der Schweiz ernannt. Im Jahre 1850 ging er in vertraulichen diplomatischen Missionen nach Berlin und Dresden. Während seines zweijährigen Aufenthaltes in Deutschland studierte er deutsches Staats- und Bundesrecht mit

solchem Fleiße, daß er sich 1856 nach seiner Heimkehr als Privatdocent für genannte Rechtszweige an der Universität Wien habilitiren konnte. 1857 wurde er Legations-

rath, 1859 nahm er an der Friedensconferenz in Zürich theil, 1861 wurde er zum Schriftführer und Ordner des österreichischen Herrenhauses erwählt. 1865 begleitete er den Befehlshaber der österreichischen Occupationstruppen in Holstein, General von Gablenz, als Adlatus. In Holstein blieb er bis zum Einmarsche der Preußen, worauf er sich, mit einem Protest gegen diesen Einmarsch, entfernte.

Sobald Graf Beust in Oesterreich Reichskanzler und Minister des Auswärtigen geworden war, ersah er in Baron Hofmann ein schätzbarmes Werkzeug seiner Pläne und Ideen, er ließ ihn zum Sectionschef (Unterstaatssecretär) im Departement des Auswärtigen ernennen. In dieser Stellung blieb er auch, als Graf Andrassy den Grafen Beust ablöste, auf Wunsch des neuen Staatsleiters. Er war bei den Begegnungen des Kaisers Franz Joseph mit dem Kaiser Wilhelm in Berlin 1872 und



Leopold Baron von Hofmann.

des Lehrten mit Victor Emanuel 1875 in Venedig, im Gefolge des Kaisers Franz Joseph.

Zu August 1876 wurde Baron Hofmann zum Reichsfinanzminister ernannt; ein Manoeuvre, das, wie man damals behauptete, nicht ganz dem Geschmack des lebhaften, beweglichen, den trockenen Bureaueigenschaften und dem Handtiren mit endlosen Zifferncolonnen einigermaßen abhobeln Mannes entsprach. Nach der bosnischen Occupation wurde auch die oberste Leitung der Verwaltung in den occupirten Provinzen dem Ressort des Reichsfinanzministers überwiesen, und dies mag sich nicht dazu beigetragen haben, Hofmann sein Portefeuille angenehmer zu machen, wiewohl er auch in diesem Amte mit gewohnter Aufopferung aushartete. Im April des Jahres 1880 trat er endlich von der Leitung des Reichsfinanzministeriums und der bosnischen Verwaltung zurück.

Nun ereignete sich etwas Ungewöhnliches: der ehemalige Staatssecretär und Minister wurde Hoftheater-Intendant. Für diese zu der Kunstwelt in enger Beziehung stehende Stellung soll Baron Hofmann die lebhafteste Neigung mitgebracht haben. Er besichtigte, wie schon erwähnt, Franz Jauner, unter welchem die Oper noch vollends heruntergekommen war, es zog mit ihm ein neuer Geist in's Haus; das Pu-

blikum gewann wieder Zutrauen, die Häuser füllten sich wieder, es kam neues Leben in's Repertoire, die Oper nahm wieder ihre frühere aristokratische Haltung an. Nur daß er sich um die kleinste Einzelheit selbst kümmerte und selber hinter den Coullissen umhertrug, wurde ihm verachtet. Er soll dadurch oft die Künstler in wahre Verzweiflung und Entrüstung versetzt haben. Er ließ selten eine Hauptprobe und nie eine Vorstellung vorbegehen, ohne im Theater anwesend zu sein; obgleich seit Monaten schwer kränkelnd, blieb er dennoch nicht aus dem Theater weg. Noch wenige Tage vor seinem Tode, schon ganz hinfällig, ließ er sich nach dem Burgtheater fahren, um der ersten Vorstellung des neu inscenirten „Verschwender“ von Raimund beizuwohnen. Am Tage darauf wollte er im Opernhaus bei der Aufführung der Oper „Carmen“ sein und dann einen Urlaub antreten. Da ward er plötzlich bewußtlos und blieb in diesem Zustande bis kurz vor seinem Ableben; aber selbst in seinen Fieberphantasien beschäftigte er sich noch mit Theaterangelegenheiten. In ihm starb ein Bühnenerwarteter ersten Ranges.

Baron Hofmann, welcher im Jahre 1872 den Freiernorden erhielt, war Geheimer Rath und Besitzer einer großen Anzahl von österreichischen und fremden Orden. Er besaß das Großkreuz des Leopold-Ordens, den Orden der Eisernen Krone erster Klasse, den St. Stephans-Orden u. zusammen 41 Ordenszeichen, fast so viel wie Fürst Bismarck!

Schlesische Chronik.

Personalchronik. Gestorbene. Senior von Prittwitz. Die schlesischen Zweige des Geschlechts Prittwitz-Gaffron zeigen das Ableben ihres Seniors, des Generals z. D. von Prittwitz und Gaffron an; derselbe, Ehrenbürger der Stadt Ulm, ist in Berlin im 91. Lebensjahre verstorben. Er hatte bereits den Feldzug von 1813 als Freiwilliger mitgemacht. Während seiner langen activen Dienstzeit gehörte er dem Ingenieurcorps an und galt als einer der hervorragendsten Ingenieurs-Offiziere. Er erbaute die Festungen Posen und Ulm und fungirte, als der Fürst Wilhelm Radzwill General-Inspetector des Ingenieurcorps wurde — derselbe war aus der Infanterie hervorgegangen — neben diesem als zweiter General-Inspetector der Festungen. Der Verstorbene war ein gelehrter Schriftsteller sowohl auf wissenschaftlichem wie auf volkswirtschaftlichem Gebiet und verstand es, auch in seinen politischen Anschauungen eine große Selbstständigkeit zu bewahren. Während mehrerer Jahre vertrat v. Prittwitz den dritten Berliner Wahlbezirk im Abgeordnetenhaus, in welches er im Jahre 1851 an Stelle der Professors Trendelenburg gewählt worden war. Als gemäßigt Liberaler schloß er sich der damals zwischen der Rechten und Linken stehenden Centrumspartei an, legte aber bereits 1857 sein Mandat nieder. Schon im Jahre 1862 trat der verdienstvolle Offizier in Disponibilität, wurde jedoch im Jahre 1870 noch einmal als Commandant der Festung Ulm activ. v. Prittwitz war eine kleine, gedrungene Erscheinung mit äußerst intelligentem, lebhaftem Gesichtsausdruck und kurzen Bewegungen. Sehr häufig bediente er sich einer Vorkette, welche an kurzer Metallkette an seinem rechten Handgelenk befestigt zu sein pflegte.

In Breslau starb am 22. October plötzlich in Folge Schlaganfalls der verdienstvolle Mathis-Kanzlei-Director Moriz Buchwald, Ritter des Rothern Adler-Ordens, im Alter von 59 Jahren 6 Monaten. — Ebendasselbe verschied am 21. October der königliche Oberlandes-Gerichtsrath Johann Ludwig Jahn, Ritter u. im Alter von 55 Jahren. — Auf Schloß Jelsch starb am 27. October Johann Gustav Graf Saurma, Freiherr von und zu der Jelsch, Senior der Familie, Vicecommissionsbesitzer der Herrschaft Jelsch, Mitglied des Deutschen Reichstages, Ritter mehrerer Orden. — In Breslau am 26. October der königliche Geheim-Jurist-Math und Kreisgerichts-Director a. D. Wilhelm Quade, im 79. Lebensjahre. — Unten 22. October erlaßen Superintendent und Geistliche der Diocese Steinau a. d. O. I. folgende Todesanzeige: „Am 22. h. ging zur Ruhe seines Gottes unser theurer Amtsbruder, Herr Diakonus Weisler zu Steinau a. D. ein. Sein für alles Große und Gute aufgeschlossener Sinn, sein offener, lauter Charakter, sein anspruchsloses, dienstwilliges Wesen, seine reiche, verlässliche Brudersliebe, sein rastloser, geschäftiger Eifer in seinem Amte und für das Reich Gottes lassen ihn unter uns unvergeßen sein.“

Militärisches. Mit welchen großen Gefahren es verknüpft ist, im Militärverbande irgendwie sich zu verweisen, hat sich kürzlich wieder in Plegnit gezeigt, wo 22 sonst brave Grenadiere des Königs-Grenadier-Regiments Nr. 7 zu schweren Straßen, theilweise von mehrjähriger Fesslung, ja einer zu fünfjähriger, verurtheilt worden sind, weil sie bei kaltem Wetter nicht haben wollten. Am dem Tage, an welchem sich der Vorfall ereignete, war, insolge eines Gewitters, welches über Nacht tobte hatte, die Luftwärme angeblich auf etwa 15 Grad Reaumur herabgesunken, während die Wasserdämpfe angeblich immer noch 17 Grad betrug. Die Schwimm-Commandos der einzelnen Compagnien hatten sich früh ohne Weigerung entkleidet und waren in's Wasser gegangen. Nachmittags wurde der wiederholte an die Mannschaften ergangene Befehl, sich auszukleiden, nicht befolgt. Lieutenant von Napmer forderte zuerst

das Commando der Schwimmschwimmer viermal auf, seinem Befehl Folge zu leisten und schickte, als dies nichts half, die Schwimmlehrer sämmtlich in's Wasser. Als dies Alles noch nicht half, ließ er Diejenigen, welche sich geweigert hatten, durch den Unteroffizier du jour notiren und forderte sie nun nochmals auf, Denjenigen namhaft zu machen, welcher sie aufhebt habe. Da aber Alle beharrlich schwiegen, brachte der Offizier die Sache zur Anzeige und das Militärgericht schritt zur Untersuchung, wobei auch der „Mißthäter“ ermittelt wurde. Die Mannschaften hätten eben unbedingt gehorchen müssen, selbst wenn einem oder dem anderen vor Frost die Zähne geklappt hätten. Unter den Verurtheilten ist auch ein Einjährig-Freiwilliger. Welcher Kummer für die Eltern der Unglücklichen!

's ersachte Mittel.

Giebt's wirklich 'moal schlecht, do bieß ock ni glei
Goar asu sehere betruffen,
Bei Glücke findt sich schun wieder ei
Goanz pluke und ungerufen.
Drüm mußt'e a Kupp ni glei hängen lassen,
Wie a Pudel, dan se met Woasser begüssen!

Jedennoch adder, wiels goar nimmeß giehn,
Do doarste blaß zu mer kummen,
Ich weß a Mittel, ne Medizin,
Do werd dr'e Kränke genummen.
Bei Ollen, dan ich's bißte gegahn,
Hots uf der Stelle hots oangeschloahn!

Doas ihß ja wull woahr: 's hot vielerlee
Trübsal und Leeden af Arden!
Doch 's bleiht sich eegool, doas ihß mer ee Thee:
Ich wül schun met fartig worden.
Ja, mag der Härer Dukter no asu gluchen,
Ich fusch'm et's Hamprich, mei Mittel werd nuchen!

Es schmaakt asu fisse, 's schmaakt asu gutt
— Ach wie doas Beugs vom Opthecker! —
Drüm 's Jäder gerne verdrücken thutt:
Dar Moan wie dar numpene Pläker.
Et der goanzen Schlüßing ihß is bekennt,
Do hots' ooch kee Hans nich, nu ma's nt fänd!

Und giebt's Dr'e 'moal schlecht, do bieß ock ni gleich
Goar asu sehere betruffen,
Et Himmel giebt Dr'e, ee glückliches Reich
Et jadem Soale no uffen;
Und wüßte dar dümmste Rärl vun a Dummern,
Bu dam Reich koannße geschwinde kummen:

Du kuckst Dir derheeme hübsch joart und weich
Plüchtlela und Soadnuch, mei Fremdel!
Do hute is schynste Himmelreich,
Es schläße! — Wa, merkste a Scheudel?
Wa's Himmelreich adder uf Arden ihß,
Do giebt's kee Kummer, kee Argerniß!

Georg Hainhart.

Für's Haus.

Zum Beachtung beim Einkauf. Es ist bekannt, daß durch Lumpen, welche in den Häusern und auf Straßen gesammelt werden, sich oft schwere ansteckende Krankheiten verbreiten. Ebenso ist es möglich, daß durch altes Zeitungspapier, wie es oft Kaufleute, Victualienhändler zc. zum Einpacken von Eßwaaren und Genußmitteln verwenden, viel Unheil in die Familien gebracht wird. Jetzt wird aber auch darauf geachtet, Waaren zu entnehmen, welche in ordinäres graues Papier, selbst wenn dasselbe neu ist, verpackt sind. Das „Wochenblatt für Papierfabrikation“ theilt mit, daß man in den Papierfabriken die ordinären grauen Papierforte, aus altem schmutzigen Papier und den schlechtesten „Adler- oder Schrenzhadern“ erzeugt, welche beide beinahe ausschließlich aus den Abfällen der großen Städte gesammelt und bei der Fabrikation nicht gereinigt werden. In einer dem sechsten citirten Fachblatt aus Oesterreich aufgenommenen Notiz heißt es: „Aus den Retiraden und Rekruthhäusern (sogenannten G'steten in Oesterreich) werden von den Sammlern Hädern und Papier ausfortirt, und gerade das G'steten-Papier wird zu grauem Emballage- und Zudeppapier verwendet, indem dasselbe mit allem anhängenden Schmutze zusammengemahlen und, mit dem schmutzigsten Hädernstoffe gemischt, sofort in Papier verwandelt wird, ohne daß dabei an vieles Waschen gedacht werden darf, da dies die Papiermasse zu sehr vermindern würde. Ja im Geruche ist häufig noch die unangenehme Herkunft des Papiers zu erkennen, und in solches Papier eingeschlagen bekommt der Consumant häufig seine Consumartikel und besonders den sonst so reinlichen Zucker.“ In Anbetracht der höchst gesundheitsschädlichen Eigenschaften dieses Papiers empfiehlt das „Wochenblatt“, daß ausschließlich die Verwendung von Holzpapier zur Emballirung von Consumartikeln gestattet werde.

Meßer, Senzen zc. zu schärfen. Man tauche die Klinge eine halbe Stunde in Wasser, das durch ein Zwanzigstel seines Gewichts mit Salzsäure oder Schwefelsäure gesäuert ist, wäscht sie leicht ab und gießt sie nach einigen Stunden auf einem Stein ab. An einzelnen Orten in Frankreich bedienen sich die Arbeiter dieses Mittels, um während der Mittagsruhe Sägeln und Senzen zu schärfen.

Heidelbeerliqueur. Die Beeren werden fast zerdrückt zum Abgähren 4–5 Tage in den Keller gestellt und dann recht gut ausgepresst. Der Saft wird gefocht, und zwar rechnet man zu 1 Liter Saft 1/2 Pfund Zucker, 8 Gramm Zimmetrinde und 4 Gramm Nelken; nachdem genannte Sachen 1/2 Stunde lang gut gefocht, seigt man den Saft durch ein reines melnwollenes Flanelluch (da jeder Zudeckel durch ein Wolltuch viel klarer wird), und läßt denselben erkalten. Ist er vollständig abgekühlt, so mischt man Weingeist (Alkohol) darunter und rührt ihn gut durcheinander: auf 1 Liter Saft kommt 1/2 Liter feiner Spiritus. Der Liqueur wird dann gleich in Flaschen gefüllt, gut verkorkt und an einem kühlen Orte aufbewahrt. — Alle Früchte lassen sich nach diesem Verfahren verwerthen.

Conservirung von Holz. Als ein gutes Mittel zur Conservirung von Holzwerk aller Art, wie Kellergebälk in Brauereien u. s. w., Hopfenstangen, Baumspähle und dergleichen, hat sich Phenolnatriumsulfat bewährt. Die Lösung wird mit dem Hinkel aufgeschlagen, am besten mit etwas Zinkoxyd vermischt. Es bildet sich in den Poren des Holzes eine chemische Verbindung, welche allmählig erhärtet und dem Holz eine große Widerstandsfähigkeit verleiht. Der Anstrich wird am vortheilhaftesten so oft wiederholt, als das Holz noch von der Lösung aufsaugt. Je trockener das Holz ist, desto mehr nimmt es von der Lösung auf; am besten wird die Imprägnirung an warmen, sonnigen Tagen im Freien vorgenommen. Eine derartige Präparation schützt den gemachten Erfahrungen nach die Hölzer vor Schwamm, Fäulnis und Wurmfraß und erhöht ihre Haltbarkeit auf das Doppelte. So conservirte Pfähle, die sonst alle 4 bis 5 Jahre erneuert werden mußten, halten sich 10 bis 12 Jahre lang, weit besser als bei der Verwendung von Theer.

Fässer zu reinigen. Um Fässer, in denen Petroleum, Schmieröl und ähnliche schmutzige Substanzen aufbewahrt gewesen, wieder zu reinigen und verwendbar zu machen, läßt man entweder Dampf in dieselben einströmen, oder man wendet gebrannten Kalk an, 1–1 1/2 Pfund. Man bringt denselben in die Fässer, läßt ihn bis zum Zerfallen liegen und reibt dann mehrere Tage lang die Wandungen der Gebinde gehörig damit ab. Durch dieses Abreiben der Wände, bezw. die dadurch entstehende Vereinigung von Fett und Kalk geht erstere in einen gallertartigen Stoff über, d. h. es vermandelt sich in Kalkseife, welche sich dann sehr leicht von der Fäßwand entfernen läßt.

Allerlei Heister.

Mäßigkeitsvereiner. In den Vereinigten Staaten haust jetzt die Temperenz-Manie, durch die Weiber gefördert, in der übertriebensten Weise. Niemand soll mehr etwas Spirituöses trinken, geschweige kosten. Jüngst kam ein junger Rheinländer hinüber und besuchte seinen drüben ansässigen Onkel. Es wurde aufgetischt. Neben dem reichen Sonntagsmahl stand anstatt der gewohnten Weinflasche das Wasserglas. „Wir sein halt Temperenz, bei uns derf' kei Troppe Spiritus in's Haus,“

sagte der würdige Neu-Pantler. — Nach dem Essen zog sich der Bauer zum Mittagesschlafen zurück, die Mädchen gingen in die Sonntagschule und die Jungen in die Scheune. Möglich rief die Zante den deutschen Better in die Küche und zog verbohlen eine Flasche Kirchengelb aus dem Wandschrank und sagte: „Komm, trink.“ — Mein Alter ist so streng Temperenz, daß ich nichts merken lassen darf; aber man kriegt minuter Leibweh.“ — Jeht Minuten später ruft der Alte den Better in seine Stube, schließt eine Kiste auf und in welcher ein Bier-Galtonenfäßchen schlummert, schenkt ein und sagt: „Trink herzhaft! Wenn mer auch Temperenzlerlein, unsern guten Troppe halte mer doch, aber die Alte darf's net wiße.“ — Etwas später geht der Gast nach den Ställen, dort schleppen ihn die Schenke des Farmers in eine dunkle Ecke, ziehen eine Flasche aus dem Stroh mit den Worten: „Better, trink“, 's ist guter Bourbon, aber sag's den Alten net, die sein verrückte Temperenzler.“

Bei der Postdirection in V. ging vor einiger Zeit eine Beschwerde eines nach X. in Schiefen versetzten Referendars ein. An denselben war nämlich, als er bereits versetzt war, noch nach seinem frühen Wohnort ein Brief eingelaufen, auf welchem der Briefträger bemerkt hatte: „Adressat ist jetzt in X. Hausrecht.“ Der Referendar fand sich natürlich schwer dadurch gekränkt, daß man ihn zum Hausrecht gemacht hatte, und ersuchte um Verstattung des Briefträgers. Die Sache löste sich jedoch in allgemeines Wohlgefallen auf, denn es wurde ermittelt, daß der Briefträger, der den Vermerk auf dem Briefumschlag angebracht hatte, Hausrecht hielt. Er hatte nur vergessen, zwischen dem Vermerk und seinem Namen einen Punkt anzubringen. Es sollte heißen: „Adressat ist jetzt in X.“

Amerikanisch. „Freuen Sie sich!“ sagte Manilius Murphy, ein bekannter Arkansaser Advokat, als er neulich die Zelle eines zum Tode verurtheilten Klienten betrat. „Ich bringe Ihnen gute Nachrichten.“ — „Hat der Gouverneur mich begnadigt?“ rief der Beurtheilte in freudiger Erregung. — „Etwas viel Besseres, — Ihr Onkel Josuah in Little Rock ist gestorben und vermacht Ihnen 2500 Dollars. Sie können jetzt den Galgen mit dem erhebenden Bewußtsein bestiegen, daß Sie Niemanden zu hinterlassen brauchen, der durch Sie in seinem Besitz geschädigt worden, vor Allem aber, daß Ihr Vertheidiger für die große Mühe, welche er sich Ihre Rettung gegeben, begabt wird.“

Musik und Wagen. Der Wächter des Restaurants in den Concerten von Theodor Thomas in Chicago äußerte sich über den Einfluß der Musik auf den Appetit wie folgt: „An den Abenden, wo das Orchester Wagners Musik spielt, esse ich fünfmal so viel Lagerbier als sonst. An den Mendelssohn-Abenden trinkt Niemand Schinkenbrötchen, und da ich bei denselben 85 Procent verdiene, halte ich nicht viel von Herrn Mendelssohn. Johann Strauß ist der Componist, der den Wein fließen macht. Der Mensch fühlt sich wohl, wenn er einem Walzer von Strauß lauscht, und er bestellt sofort eine Flasche Champagner.“

Gut abgeführt. Reisender: „Sagen Sie, lieber Mann, ist es denn wirklich wahr, daß es bei Ihnen hier so viele Dummköpfe giebt?“ — „O, ganz vorübergehend, mein Herr — sie reisen los durch.“

Eine Frage. „Sag' mal, Onkel, wie viel Haare hast Du denn eigentlich auf Deinem Kopfe?“ — „Die kann man nicht zählen, liebes Kind.“ — „Aber der Papa hat sie wohl gezählt?“ — „Wie kommt Du auf diese Frage?“ — „Nun, er sagte doch gestern, Du hättest mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe!“

Bernünftig. „Morgen, liebes Kind, ist Großpapas Geburtstag, da geh zu ihm und wünsche ihm, daß er noch recht alt werden möge!“ — „Aber, Mama, alt ist er doch schon genug: doch lieber recht jung!“

Spiele und Denkaufgaben.

Scat. Aufgabe III

Mittelhand hat:



sagt Eichel = Solo an und wird Schneider. Wie standen die Karten und wie wurde gespielt?

Auflösung der Scat-Aufgabe II.

Vorhand zieht Eichel-Sieben, Hinterhand hat Schellen-Jungen und sticht; das Spiel ist somit verloren.

